25/1985 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Zar vor der Kamera

Sergej Bondartschuk verfilmt Puschkins Drama „Boris Godunow"

Ärzte ohne Schweigepflicht

... im Kampf gegen den Atomtod
Exklusivbesuch bei Prof. Tschasow vor Verleihung des Friedensnobelpreises

Die Ratsherren von Grabow

Dritter Beitrag unserer Serie „Kleine Städte vor dem XI. Parteitag der SED"

★ Inhalt

Kleine Stadt ganz groß
Beobachtungen und Begegnungen in Grabow **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Exklusivbesuch
Vor der Verleihung des Friedensnobelpreises: FW bei Prof. Tschasow **Seite 16**

Technik
Rohrleitungen in Gegenwart und Zukunft **Seite 20**

Naturschutz
Winter an der Beresina **Seite 23**

Tourismus-Ratgeber **Seite 24**

Memoiren
Der Architekt Professor Gerhard Kosel erinnert sich **Seite 26**

Schriftsteller zu Fragen der Zeit (3)
Rimma Kasakowa: Warum umarmt ihr in der Metro euch? **Seite 28**

Historische Miniatur
Sibirische Forschungen **Seite 30**

Theaterbrief **Seite 31**

Musik
Chopin-Wettbewerb **Seite 32**

Erzählung
Jaroslav Boček: „Das Geheimnis der Marspflöcke" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Der Zauberer der Smaragdenstadt **Seite 40**

Märchenkalender (4)
Vom schlauen Fuchs **Seite 42**

Astronomie
Vergleichende Planetenforschung **Seite 43**

Leserforum **Seite 44**

Film
Sergej Bondartschuk spielt den Boris **Seite 46**

Sport
Marita von der Waterkant: „Leuchtköpfchen" mit vielen Weltrekorden **Seite 52**

Titelfoto:
Lothar Willmann fotografierte Bürgermeister und Ratsmitglieder vor dem Rathaus der Stadt Grabow

Redaktionsschluß für dieses Heft: **2. 12. 1985**

★ Im Blickpunkt

INTERKOSMOS INTERVISION INTERSPUTNIK

Interdisput

Hier hinter dem Polarkreis in dem Dörfchen Bilibino fühlt man sich abends wie ein Hauptstädter, wenn das Zentrale Moskauer Fernsehprogramm über die Bildschirme der Tschuktschen-Siedlung flimmert. Es ist Tele-Alltag geworden, was vor zwanzig Jahren mit einem Ferngespräch und einer Fernsehsendung zwischen Moskau und Wladiwostok begonnen hatte. Stationen wie in Bilibino gibt es in vielen Regionen der UdSSR. Über einhundert solcher Bauten mit Parabolantennen gehören zum Orbita-Kommunikationssystem, dessen Sendemaste, Telegrafenämter und Relaisstationen als Sputniks die Erde umkreisen.

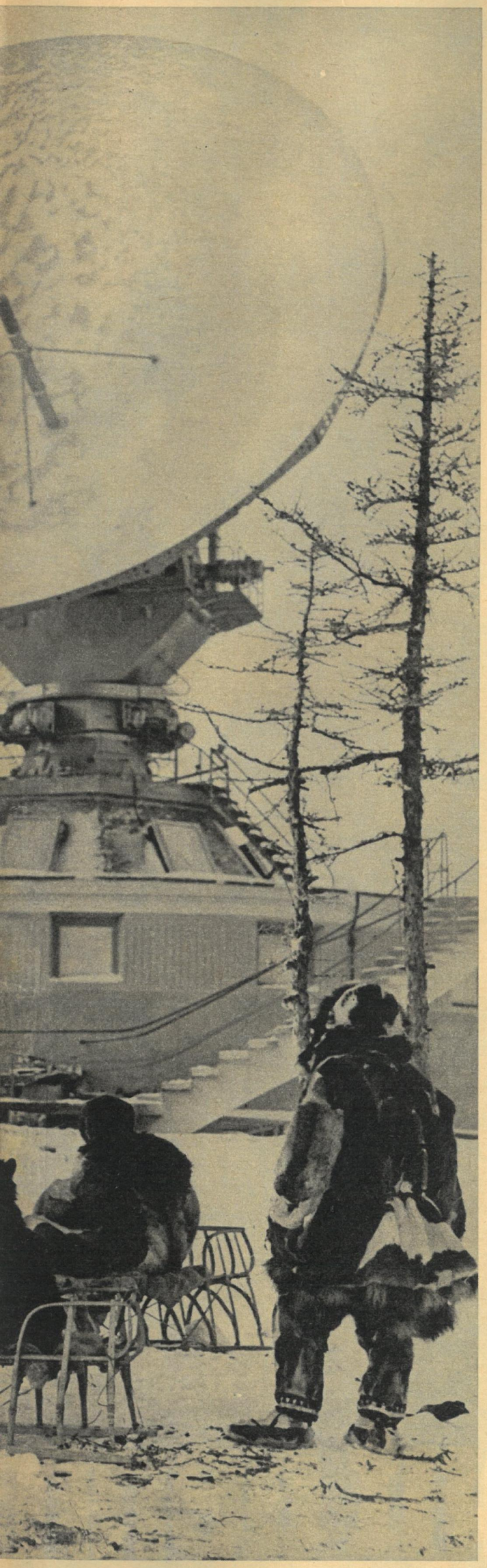
Nicht nur telefoniert und ferngesehen wird über die kosmischen Nachrichtenkanäle. Zeitungen werden in Moskau gesetzt und bereits nach zwei Minuten Sendezeit in Chabarowsk, Irkutsk oder Krasnojarsk angedruckt. Die „Prawda" erscheint dank dieser Technik zur gleichen Ortszeit in Städten, die Tausende von Kilometern auseinanderliegen und in denen die Uhren anders gehen. Möglich geworden ist diese Überlistung von Zeit und Raum durch die Weltraumfahrt. Nachrichten, Wörter, Bilder, Filme, Zeitungsmatrizen und immer mehr Konstruktionszeichnungen und Computerdaten legen dabei per Lichtgeschwindigkeit den bis über 100 000 Kilometer langen Funkweg Sender–Satellit–Empfangsstation zurück, der teure Kabelnetze ersetzt. In zwanzig Jahren manövrierten von sowjetischen Kosmodromen 2000 Tonnen Raketen-Endstufen 150 Nachrichtensatelliten in die richtige Position auf den Erdumlaufbahnen, damit sie als Funktürme eine hohe Übertragungsqualität gewährleisten. Die Investitionen, die diese Art des friedlichen Erschließens und volkswirtschaftlichen Nutzens des Weltalls verlangte, haben sich gelohnt. Allein die kosmische Strecke Moskau–Wladiwostok ersetzt 700 Fernsehtürme von je 500 Meter Höhe und 5000 100-Meter-Teletürme, die zur Überbrückung der 9000 Kilometer langen Distanz zwischen der Metropole und der fernöstlichen Hafenstadt erforderlich gewesen wären. Das gesamte Weltall-Telefonnetz, das bisher in der Sowjetunion aufgebaut wurde, entspricht zweieinhalb Millionen Kilometer herkömmlicher Kabelstränge. Ein einziger Kabelkilometer wird mit über 17 000 Rubel kalkuliert.

Stationen wie in Bilibino gibt es nicht nur in mehr als hundert anderen Orten der UdSSR. Sie gibt es in fast zwei Dutzend anderen Ländern Europas, Asiens, Afrikas und Lateinamerikas. Dieses Kommunikationssystem Intersputnik ist eine volkswirtschaftliche Variante internationaler Zusammenarbeit in der Weltraumforschung, Interkosmos genannt. Ein Beispiel für die friedliche sowjetische Raumfahrtpolitik, die der Generalsekretär der KPdSU, Michail Gorbatschow, beim Treffen in Genf vertreten hat. Schnelle Kommunikation gehört zur Integration, zur wissenschaftlichen Kooperation. Diese Entwicklung mit Hilfe der Raumfahrt hat erst richtig begonnen und wird im Verlaufe der nächsten Fünfjahrpläne der Länder der sozialistischen Staatengemeinschaft, die jetzt entworfen und diskutiert werden, zu erstaunlichen Resultaten führen. Produktions- und Forschungspartner reden miteinander über künstliche Himmelskörper. Wenn heiß debattiert wird über Tausende Kilometer, sieht man sich gegenseitig auf großen Projektionsflächen und fühlt sich dank eines Wunders der Technik, als säße man gemeinsam in einem Konferenzzimmer bei der Erörterung von Projekten, bei der Vorführung eines Experiments.

Zukunfts(tele)vision. Nach Interkosmos, Intervision, Intersputnik auch Interdisput. Dann wäre manche Dienstreise überflüssig.

Karl-Heinz Eyermann

Foto: TASS



Der Aufstand des Weltgewissens

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

In seinem Bericht über die Ergebnisse des Genfer Gipfels bewies Erich Honecker vor dem 11. Plenum des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, „daß es einen solchen Aufstand des Weltgewissens für den Frieden noch zu keiner Zeit gegeben“ hat. Und die Aufzählung der führenden Persönlichkeiten des Westens und der Nichtpaktgebundenen (von den Repräsentanten und den Völkern sozialistischer Staaten ganz zu schweigen), von Neu Delhi bis Rom und in den Vatikan, von Mexiko bis Tansania, von Griechenland bis Schweden, von Algerien bis in den Weltkirchenrat, von ehemaligen amerikanischen Präsidenten und Ministern bis zu ehemaligen NATO-Generalen, von Arbeitern, Ärzten, Soldaten, Frauen, Bauern, Rechtsanwälten und Richtern, Pfarrern, Lehrern und Kindern bis in die UNO – diese unvollständige Aufzählung ist imponierend und berechtigt Erich Honecker zu der Forderung: „Das Weltgewissen muß in wachsendem Maße die Weltentwicklung bestimmen!“

Was hat der Wille der Menschheit in Genf bewirkt? Die amerikanische Seite mußte in der Gemeinsamen Erklärung UdSSR–USA „die Unterschiede ihrer gesellschaftspolitischen Systeme und ihres Herangehens an internationale Probleme anerkennen“; ein Kernwaffenkrieg dürfe nicht entfesselt werden; es würde in ihm „keine Sieger geben“; keiner werde „nach Erlangung militärischer Überlegenheit streben“. Von einer „angemessenen Anwendung des Prinzips einer 50prozentigen Reduzierung der nuklearen Rüstungen“ und der „Idee einer Interimsvereinbarung über Mittelstreckenwaffen“ ist die Rede. Man bekennt sich zum „Vertrag über die Nichtweiterverbreitung von Kernwaffen“ und unterstützt „das allgemeine und vollständige Verbot der chemischen Waffen und die Vernichtung der bestehenden Vorräte an solchen Waffen“. Dazu kommen viele Absichtserklärungen, die – nehmt alles nur in allem – Michail Gorbatschow veranlaßten, der amerikanischen Fernsehgesellschaft NBC zu sagen: „Ich nehme mir die Kühnheit zu behaupten, daß der Frieden sicherer geworden ist, obwohl es genau so viele Waffen gibt wie vor dem Treffen.“

Die Warschauer Vertragsstaaten erklärten in Prag, daß in Genf der Grundstein gelegt wurde für einen Dialog mit dem Ziel, „eine Wende zum Besseren in den sowjetisch-amerikanischen Beziehungen und in der Welt überhaupt herbeizuführen“. Und Erich Honecker konstatierte: „Niemand konnte annehmen, daß beim ersten Treffen gleich alle Fragen gelöst würden“; aber angesichts der Lage könne man „zweifellos davon sprechen, daß die Bedingungen für die Lösung der Hauptfrage günstiger geworden sind“.

Die Hauptfrage: Das ist der Frieden. Ihre Lösung entscheidet über Sein oder Nichtsein der Menschheit. Aber da ist SDI, die sogenannte „Strategische Defensiv-Initiative“, von der die USA-Administration zur Zeit noch nicht abzugehen bereit ist.

Es geht um das Prinzip der Gleichheit und der gleichen Sicherheit: Keiner darf das Recht auf eigene Sicherheit auf der Unsicherheit der anderen Seite gründen. Just das aber bewirkt SDI: Es soll ein „Schild“ sein, in dessen Schutz die „Schwerter“ zuschlagen sollen: bodengestützte interkontinentale Raketen, U-Boot-gestützte Raketen, Nuklearbomber und die taktisch/strategischen Mittelstreckenraketen der USA in Westeuropa.

Es geht um das bestehende strategische Gleichgewicht, von dem aus allein man schrittweise abrüsten kann, welches aber destabilisiert würde, wenn neue Waffen an einem neuen, nicht zu kontrollierenden Ort stationiert würden mit neuen, nicht zu kontrollierenden Konsequenzen.

Waffen im Weltraum würden das Wettrüsten außer Kontrolle geraten lassen. Waffen im Weltraum wären das Ende für jeglichen Stopp des Wettrüstens. Deshalb sind – aufbauend auf dem in Genf Erreichten – Verhandlungen darüber nötig. Wenn sie bislang noch nicht möglich waren, dann werden sie morgen immer dringlicher.

Sollte es nicht leichter sein, über den Verzicht auf noch nicht vorhandene Waffensysteme zu einer Einigung zu gelangen als über die Reduzierung bereits vorhandener? Frieden schaffen – mit m e h r Waffen? Oder mit weniger? Man möchte mit Michail Gorbatschow „hoffen, daß das nicht das letzte Wort der amerikanischen Seite war“, und Erich Honecker folgen, daß an dieser Lösung „weiter entschlossen, umsichtig, geduldig und beharrlich gearbeitet werden“ muß: „Auf eine solche Lösung muß man mit Nachdruck dringen …“.

Zwischen Ost und West bestehen weiterhin große Meinungsverschiedenheiten in grundsätzlichen Fragen. Aber in der Gemeinsamen Erklärung wird die „besondere Verantwortung der UdSSR und der USA für die Erhaltung des Friedens“ hervorgehoben, weshalb die „Verhinderung eines jeglichen Krieges zwischen ihnen – sei er nuklear oder konventionell“ – wichtig ist; weshalb „es notwendig ist, den Dialog auf verschiedenen Ebenen auf eine regelmäßige Basis zu stellen und ihn zu aktivieren“. Gorbatschows Schlußfolgerung: „Es ist die Zeit gekommen, da man angesichts der Gefahr eines generellen Atomtodes lernen muß, die große Kunst zu meistern, gemeinsam zu leben.“

In Prag waren sich die Führer der Warschauer Paktstaaten „darin einig, daß angesichts der komplizierten internationalen Bedingungen die Einheit und Geschlossenheit der verbündeten sozialistischen Länder, die Klassensolidarität und das immer stärker werdende Zusammenwirken in allen Bereichen der Zusammenarbeit erstrangige Bedeutung haben“.

In diesen zwei Novembertagen des Jahres 1985 wurde in Genf ernsthafte Arbeit geleistet. Genosse Gorbatschow nannte das Treffen „den Anfang eines Dialogs“: Es schaffe „Möglichkeiten zu einer Vorwärtsbewegung“. Und wenn wir die unlösliche Einheit von Sozialismus und Frieden bedenken, dann ist unsere Aufgabe klar: Den Sozialismus stärken heißt, den Frieden stärken. So können wir vorantreiben helfen, was in Genf in Bewegung kam.

Wer kennt denn

schon

„Grabow ist eine der volkreichsten, gewerbsamsten und wohlhabendsten unter den Landstädten, ein nicht unbedeutender Handelsort und besonders als Buttermarkt wichtig, hat 9 größere Straßen, 8 Gassen, 369 Häuser", rühmt das „Geographisch-statistisch-historische Handbuch des Mecklenburger Landes" von 1842/43 und fährt fort: „Es liegt an der Elde, welche hier 64 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist, auf zwei von diesem Fluß gebildeten Inseln, zunächst von fruchtbaren Wiesenthälern, dann aber von niedrigen Sandhügeln und Tannenwäldern umgeben, weshalb man die Stadt aus der Ferne nicht zu Gesicht bekommt und sie kaum eher gewahr wird, als bis man drinnen ist..." Nun, derlei Schwierigkeit hatte unser Bildreporter nicht. Er wurde die „Bunte Stadt an der Elde" aus dem Hubschrauber gewahr, was uns anregte, uns auch drinnen gehörig umzusehen, freundlich unterstützt von Bürgermeister Harold Cassun (Foto oben) und seinem wohllöblichen Rat. Grabow ist die dritte jener kleinen Städte, die FREIE WELT im Vorfeld des XI. Parteitages der SED vorstellt (Heft 18 „Leisnig", Heft 20 „Römhild").

Ein Beitrag von Fritz Jahn (Text) und Lothar Willmann (Fotos)

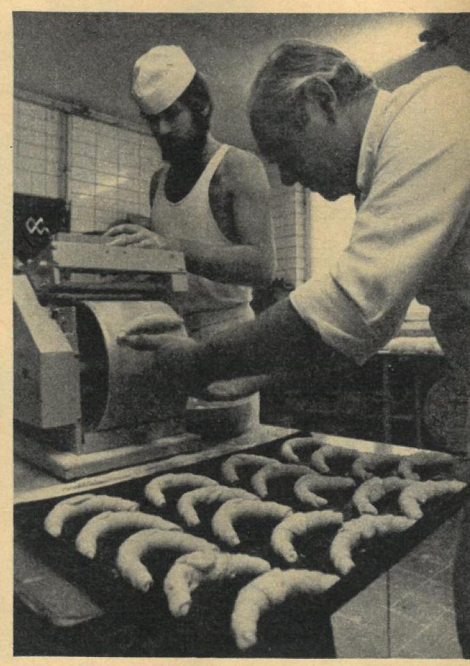
Wer kennt denn schon Grabow

Wer da aber auch schon alles das Pflaster dieses Marktes getreten hat!
Die Vorfahren der Dichter Thomas und Heinrich Mann. Eine Steuerliste aus dem Jahre 1558 über den Türkenpfennig (eine Abgabe zur Finanzierung der Abwehrkämpfe an der Südostgrenze des Reiches) nennt die „Witwe des Hans Mann", wohnhaft im „Runden Viertel". Nachricht über die Manns als unfreiwillige Wirtsleute findet sich 1627 in einer Einquartierungsliste aus dem 30jährigen Krieg. 1665 leistete ein Mann den Eid als Ratsherr, 1676 wird „Herr Johan Mann Elter" (der Ältere) erwähnt, Schützenkönig, Ratsherr, Bürgermeister zuletzt; mit Sicherheit ist hier das Vorbild des „Ratsherrn von Grabau" aus den „Buddenbrooks" zu suchen.
Thomas Mann korrespondierte mit Grabow. In einem kurz vor seinem Tode datierten Brief vom 18. Juni 1955 lesen wir: „Mir ist durch Ihre Stammbaumaufzeichnungen erst wieder recht eindrucksvoll klar geworden, wie sehr ich durch meine Vorfahren im 16., 17. und 18. Jahrhundert... Ihrer würdigen Stadt verbunden bin. Darum beeile ich mich auch, dem Grabower Heimatmuseum das gewünschte Bild zu widmen. Es versteht sich, daß ich den Gedanken, eine Straße oder Brücke der Stadt nach mir zu benennen, mit herzlicher Zustimmung begrüße..."
Der größte aller Zaren stellte sich ein. Tagebuchaufzeichnung Peters I. von Ende 1712: „S. Majestät ließen Deroselben Gemahlin nach Petersburg abreisen und gaben derselben ein Bataillon Garde zur Begleitung mit. S. Majestät gingen nach dem Schlosse von Grabow, die verwitwete Herzogin von Mecklenburg zu besuchen."
Theodor Körner, Dichter gegen die napoleonische Fremdherrschaft, Adjudant Lützows, lag mit Angehörigen des Freikorps einige Tage in Grabow. Er habe starke Schmerzen gehabt und sich einen Zahn ziehen lassen, will die Chronik wissen. Kurz darauf, am 26. August 1813, traf ihn zwischen Gadebusch und Schwerin die tödliche Kugel.
Fritz Reuter, der niederdeutsche Poet und Demokrat, als Mitglied der Jenenser Burschenschaft Germania 1832 zum Tode verurteilt und dann zu 30 Jahren Festungshaft begnadigt, kam 1839 bei der Überführung von Warnow nach Dömitz durch Grabow, begleitet von einem Gendarmen. Vor dem Rathaus begegnete er seinem ehemaligen Schulkameraden Flörke, der inzwischen Bürgermeister geworden war. Das Wiedersehen wurde im Ratskeller gehörig gefeiert, der Wächter drückte ein Auge zu und hielt die Kehle offen.
Von einem Handwerker sei noch die Rede, der Grabower Geschichte machte, nicht sehr zum Guten. Am 3. Juni 1725 ging er fahrlässig mit Feuer um. Eng aneinandergedrängte Häuser und Scheunen, die meisten mit Stroh gedeckt – binnen weniger Stunden brannte fast die ganze Stadt nieder, einschließlich des Rathauses, des Schlosses und der Kirche, deren Glocken in der Hitze schmolzen und zu Boden stürzten. Nach einheitlichem Plan wurde neu aufgebaut. Zwischen 1726 und 1732 entstanden jene schönen Fachwerkbauten, die Grabow den Beinamen „Bunte Stadt an der Elde" einbrachten und – Rekonstruktion in vollem Gange – bis zum heutigen Tage eine Augenweide sind. Ganz besonders das von Stadtzimmermeister Joachim Schlubeck und Amtsmaurer Christian Reichel geschaffene Rathaus, ein zweigeschossiger Fachwerkbau mit Mansarddach und barockem Dachturm (siehe Titelbild).
Mit Grabow als Amts- und Feudalsitz freilich ging's nach dem Brande bergab. Schon 1724 hatte der jagdlustige Herzog Christian

Grabow in Zahlen

8439 Einwohner
3 Schulen mit 1300 Schülern
7 Kindergärten mit 483 Plätzen
4 Kinderkrippen mit 236 Plätzen
2 größere Neubauviertel, Schillerplatz (1974–1978) mit 320 Wohnungen und Lassahner Straße (1983–1985) mit 212 Wohnungen.
220 Eigenheime (gerechnet ab 1954)
58 Verkaufsstellen
82 Handwerker und selbständige Gewerbetreibende, darunter seltene Berufe wie Böttcher und Straßenpflasterer
11 Gaststätten, 2 Eisdielen
Waldbad, Sportplatz, Jugendherberge, Kulturhaus
Etwa 650 Kleingärten
Landambulatorium mit 5 Ärzten und 4 Zahnärzten
Feierabend- und Pflegeheim
63 mittlere und kleinere Betriebe, darunter Kreisbetrieb für Landtechnik, Molkerei- und Käsefabrik, Mühlenwerke, Brauerei, VEB Dauerbackwaren, Hydraulik Nord, Plast- und Holzverarbeitung, Wasserstraßenbetrieb und -unterhaltung.

Holger Matera, zweites Lehrjahr. In Grabow werden Landmaschinen- und Traktorenschlosser für den gesamten Kreis ausgebildet; die Lehrstätte hat einen guten Ruf.



An der Hörnchenwickelmaschine Bäckermeister Herrmann und sein Sohn Erik, der das Familienunternehmen in der fünften Generation fortführen wird. Darunter: Auf den Spuren einer Eingabe der stellvertretende Bürgermeister Böhm (Bildmitte). Bald wird das auspuffeindliche Verkehrshindernis am Kleinen Wandrahm geglättet sein.

Kleinstadtfamilie mit weiten Verbindungen (rechts): Heide Teichler, Russischlehrerin, soeben vom Weiterbildungslehrgang in Moskau zurück, insgesamt 11 Reisen in die Sowjetunion, Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold. Günther Teichler, LPG-Vorsitzender, Held der sozialistischen Arbeit, sechsmal in der Sowjetunion, meist im estnischen Partnersowchos, Ehrennadel der DSF in Gold. Thomas Teichler, 13, Bronzemedaille auf der diesjährigen DDR-Russisch-Olympiade, einmal mit den Eltern in der Sowjetunion, einmal zu den Weltfestspielen und im Pionierlager Artek auf der Krim.

Wer kennt denn schon Grabow

Ludwig im benachbarten Dorf Klenow, das von weiten Pirschgebieten umgeben war, ein Jagdhaus beginnen lassen. Das mußte nun ausgebaut werden. Von Grabower Handwerkern, mit Ziegeln aus der Grabower Ziegelei, mit Steinen vom abgebrannten Grabower Schloß. Das Jagdhaus wurde Keimzelle des späteren, nach Christian Ludwig benannten Ludwigslust, welches Grabow nach und nach den Rang ablief und heute Kreisstadt ist. „Ein gewisser Gegensatz zwischen beiden Orten", vermerkt ein zeitgenössischer Heimatgeschichtsschreiber, „blieb bis in unser Jahrhundert bestehen." Alte Grabower erinnern sich an größere Scharmützel zwischen den Ludwigsluster Jungen, den „Sandhasen" und den Grabowern, den „Aalfreters" (Aalfressern). Die Disko macht sie alle gleich, wenngleich den Gästen hier wie dort bescheidenes Auftreten anzuraten ist. Ganz und gar gesunden, gemeinnützigen Ehrgeiz entwickeln Bürgermeister, Rat, Volksvertretung und Nationale Front: Grabow soll immer mit vorn liegen, im „Mach mit!"-Wettbewerb der Städte und Dörfer des Kreises zum Beispiel, was auch regelmäßig gelingt.

★

Wer unser Luftbild von Grabow aufmerksam betrachtet, findet drei Lücken im Fachwerk-Ensemble um den Markt (der ist da, wo die Busse stehen). Die Freifläche gegenüber dem Rathaus interessiert weniger, ein notwendiger Abriß, der frühere Ratskeller, Wiederaufbau mit anderer Bestimmung demnächst. Aber die beiden kleinen Grünanlagen links und rechts vom Rathaus! An der einen Stelle stand früher die Polizeiwache, in der Insassen des Grabower „Arbeitslagers", sogenannte Ostarbeiter, geprügelt wurden. An der anderen befand sich ein Café, dessen Besitzer seine faschistische Gesinnung mit Ladenschildern wie „Kein Verkauf an Juden und Polen" demonstrierte. Beide Gebäude gingen im Mai fünfundvierzig, als die Nazis ausgeherrscht hatten, in Flammen auf, keiner weiß richtig, wie es geschah.

Seit langem tragen die Postboten so gut wie jeden Tag Briefe von östlich der Oder aus. Acht Grabower arbeiten an der Erdgastrasse. Mehr als 250 Schüler der drei Oberschulen schreiben sich mit Altersgenossen aus der Sowjetunion. Post kommt auch aus Ungarn, Bulgarien, Polen, der Tschechoslowakei, sogar aus dem fernen Ulan-Bator ist manchmal etwas dabei, eine junge Grabowerin hat einen Mongolen geheiratet.

Besucher fahren hin und her zwischen der LPG Tierproduktion Zierzow im Gemeindeverband Grabow und dem Mustersowchos Tartu in der Estnischen SSR. Die Grabower gucken in puncto Fütterung und Weidewirtschaft ab, die Tartuer lernen bei ihren Freunden, wie man große Partien Sauen an einunddemselben Tag zum Abferkeln und ebensolche Mengen gemästeter Schweine an einunddemselben Tag zur Ablieferung bringt. Ähnliches ließe sich vom Grabower Kreisbetrieb für Landtechnik und seinem Partner im estnischen Rayon Paide berichten. Gottfried Müller, Materialwirtschaftler, einer von denen, die jüngst erst in Estland waren: „Die arbeiten schon seit drei Jahren mit Büro-Computern, drücken auf den Knopf und wissen, wo was liegt... Wir haben Erfahrungen beim Regenerieren von Ersatzteilen, die nicht von schlechten Eltern sind, so hat jeder was vom anderen."

Von Thomas Mann stammt das Wort vom Antikommunismus als Grundtorheit unserer Epoche. Müßte er sich nicht von Herzen freuen, der große Humanist und Nachfahr der „Ratsherren von Grabau", könnte er sehen, wie klug die Grabower ihre Angelegenheiten heute anpacken?

★

Grund zur Freude hätte gewiß auch einer, der mit seinen volkstümlichen Waffen zeitlebens gegen Junkerherrschaft und Zurückgebliebenheit in Mecklenburg zu Felde gezogen ist, Fritz Reuter, der große Hoffnung setzte „auf eine tüchtige Revolution, in der sich der Volkswille einmal energisch dokumentieren soll". (1864, in einem Brief an Wilhelm Wolff, den Kampfgefährten von Karl Marx und Friedrich Engels).

Grabows Volkswille hat sich für 40

Gleich beginnt die Prüfung in Kraftfahrzeugelektrik. Etwa 450 Schüler der 7. bis 10. Klassen erhalten im Grabower Kreisbetrieb für Landtechnik soliden polytechnischen Unterricht. Darunter: Ihr Ergebnis dürfte den prüfenden Blicken der Grabower standhalten. Wieder ein Fachwerkgiebel erneuert.

Heizungsbaumeister Berghahn füllte eine echte Marktlücke. Defekte Dauerbrandöfen mußten früher weggeworfen werden, weil es weit und breit keine Werkstatt für sie gab.

Grabower Bürgerfleiß

Eigenleistungen im „Mach mit!"-Wettbewerb für die Erhaltung des Wohnraumes:

Zielstellung 1983	**500 000 Mark**
Ist	**588 000 Mark**
Zielstellung 1985	**1 500 000 Mark**
Ist (per 31. 8.)	**2 407 016 Mark**

= 282 Mark pro Einwohner

Geplant 1986 zu Ehren des XI. Parteitages der SED
3 410 000 Mark = 400 Mark pro Einwohner

Im Programm unter anderem Rekonstruktion von 8 Wohnungen, Errichtung eines Anbaus für die Schülerspeisung, Verlegen von 2340 m² Gehwegplatten, Komplettierung des attraktiven Waldbades mit einer Sauna. Kein schlechter Wurf auch das: Grabows 820 organisierte Angler setzten in dieser Saison 80 000 junge Hechte sowie 7000 ein- und zweisömmrige Karpfen aus und arbeiteten 3000 Stunden vor allem an der Hege und Pflege der heimatlichen Gewässer.

Den Grabowern geht der Humor so leicht nicht aus, wie das im Heimatmuseum gezeigte, in Plattdeutsch bedruckte Notgeld aus der Inflationszeit von 1919–1924 zeigt.

Abgeordnete und 12 Nachfolgekandidaten ausgesprochen. Im Stadtparlament sind vertreten: SED, CDU (der auch der Bürgermeister angehört), LDPD, DBD, NDPD, FDGB, FDJ, DFD, Kulturbund, VdgB, Konsum, Verband der Kleingärtner, Siedler und Kleintierzüchter. Wie gehen sie um mit der Macht? Einige Beispiele.

Heute (vielleicht auch noch morgen) wird Annegret Kuschel, Gruppenleiterin im VEB Dauerbackwaren, nicht von jedem zurückgegrüßt, wenn sie nach Feierabend in die Geschäfte geht. Das macht, gestern war außerplanmäßige Ratssitzung mit Verkaufsstellenleitern, und natürlich gehörte sie als Abgeordnete und Vorsitzende der Ständigen Kommission Handel und Versorgung zum Teilnehmerkreis. Grabow ist beliebt als Einkaufsstädtchen bei den Dorfbewohnern in weitem Umkreis, aber auch aus Neustadt-Glewe und Ludwigslust kommen sie gern herüber. Laden an Laden – HO, Konsum, Kommissionäre, Private – reiht sich im Geviert von Marktstraße, Karl-Marx-Straße, Pferdemarkt und Kirchenstraße; alles, was man braucht, ist dicht beieinander. Trotzdem, so die Abgeordnete Kuschel, mußte mal mit der Faust auf den Tisch gehauen werden. Wegen Warenannahme geschlossen… drei Stunden sind zulässig, aber nicht ein ganzer Tag! Ordnung und Sauberkeit lassen bei einigen zu wünschen übrig, das zuvorkommende Anbieten der Waren, die Öffnungszeiten… Die Eisdiele am Markt etwa, schließt um 15 statt um 18 Uhr, 500 Mark Strafe diesmal, wenn es eben gar nicht anders geht! –

In Herrmanns hell gekacheltem Laden (keiner sieht dem Haus an, daß es eine 110 Jahre alte Kate war) haben die Kunden Schwarzbrot und Windbeutel, Törtchen und Spritzkuchen gekauft – und warten dennoch. Auf den knusprigen, duftenden Clou, den die Meisterin im Korb hereinschleppt. Jeder der vier privaten Grabower Bäcker hat seine Spezialität, bei Meister Herrmann sind es die Hörnchen. Der Betrieb existiert seit 1874, Sohn Erik soll ihn in fünfter Generation übernehmen, gerade hat er ausgelernt, nein, nicht im väterlichen Betrieb, in der Nachbarstadt, das ist besser so, bald wird er auf Wanderschaft gehen. Auf Wanderschaft? Ja, sehen, wie sie's woanders machen, bei einem Konditormeister in Karl-Marx-Stadt zuerst, später in Leipzig, zwischendurch Armee, danach Meisterprüfung, dann endgültig seßhaft in Grabow, klare Perspektive.

1977 wäre es um ein Haar zu Ende gewesen mit dem Herrmannschen Familienbetrieb. Der Meister über Nacht schwer erkrankt, keine Aussicht, daß er jemals wieder schwere Arbeit verrichten kann. Der Rat half. Beschaffte Wohnung für drei Bäckereifacharbeiter, die gern in Grabow arbeiten wollten. – Übrigens öffnen alle vier Bäckerläden bereits morgens um sechs. Die Frauen, die ihre Kinder zur Krippe bringen, die Arbeiter auf dem Wege zur Fabrik sollen etwas mitnehmen können. Man dürfe den Wert eines frischen Frühstücksbrötchens für die Freude am Arbeitstag nicht über-, aber auch nicht unterschätzen, meint der Meister, und damit hat er sicher recht.

Herbert Böhm, stellvertretender Bürgermeister, seinerzeit verantwortlich für die „Bäckerei-Rettungsaktion", über die Handwerker von Grabow: „Sie sind unsere Feuerwehrleute für alles Mögliche, da kannst du auch abends kommen… Zwei Öfen fallen aus, Schülerspeisung für 1300 Kinder in Gefahr, Meister Berghahn bringt's über Nacht ins Lot…"

Seit 1984 gibt es im Ort ein Handwerkeraktiv aus 16 Vertretern der Berufsgruppen Bäcker, Friseur, Kraftfahrzeugschlosser, Heizungsbauer, Klempner, Polsterer, Textilkaufmann, Maler, Gärtner, Fotograf und Steinsetzer. Erklärtes Ziel ist, die selbständigen Gewerbetreibenden noch stärker ins kommunalpolitische Leben einzubeziehen. Zum XI. Parteitag der SED bereiten die Handwerker eine Leistungsschau im Kulturhaus vor. Sie wollen den Grabowern demonstrieren, welche Produkte und welche Dienstleistungen sie zu welchen Fristen anzubieten haben. –

Stadtausschuß der Nationalen Front. Der Leiter der Gebäudewirtschaft referiert, lobt den Bürgerfleiß, dank dem seine Mitarbeiter so viel mehr instand setzen und erneuern konnten als geplant, Heimatliebe ist keine schlechte Produktivkraft. Von der Binnung ist die Rede, einer Straße, in der man bei Regen im Morast förmlich steckenblieb. Dieter Lapp, Ratsmitglied, nahm die Eingabe entgegen und stellte sich an die Spitze einer Bürgerinitiative, die den Schaden an vier Wochenenden behob. Ergebnis: 5300 Platten verlegt, 360 Meter Gehweg gebaut, 36 000 Mark eingespart. –

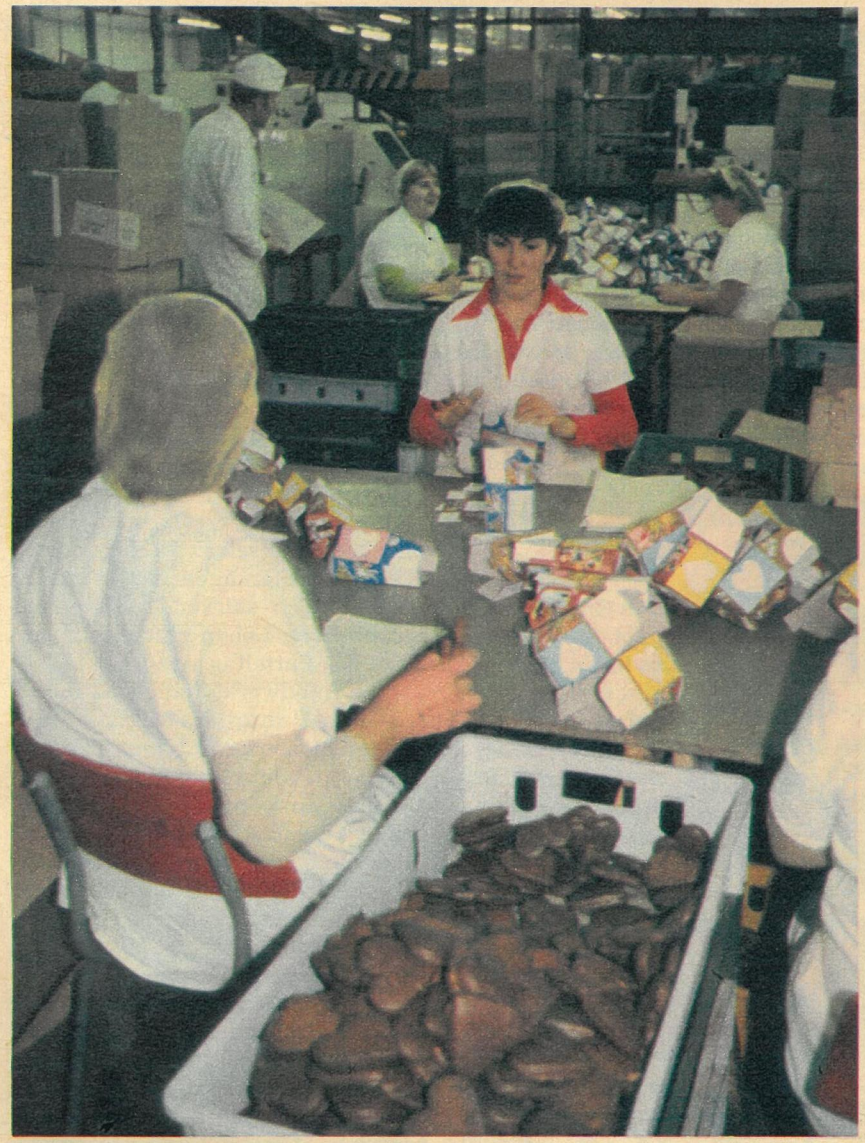
Veteranenklub. Bürgermeister- und Abgeordnetensprechstunde wie jeden Monat. Neues aus der Kommunalpolitik. Anfragen, die ernst genommen werden. Morgen wird einer von der Gebäudewirtschaft antworten müssen, hat mit den Mietern des Hauses Marktstraße 14 nicht gesprochen, das jetzt eingerüstet wird, die Alten machen sich Sorgen, wie sie wohnen werden während der Rekonstruktion.

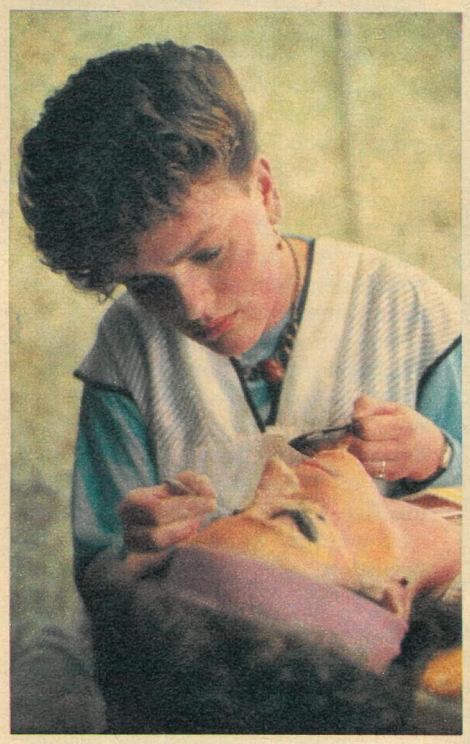
Doch die Rentner, meist Frauen, lassen sich nicht nur unterrichten und unterhalten in ihrem Klub. Als die Stadtväter eine alte Arbeitersportler-Tradition wiederentdeckten und im Juni zum Pellkartoffelessen ins Waldbad luden, als 3000 kamen und zwei große Fässer voller Hering verputzten, wer entgrätete da den Fisch? Die Omas. Die auch zwei Zentner Pflaumen entsteinten, als die Großbäckerei rief, und erst am Vortag 360 Kilo Pfeffernüsse für den Martinimarkt eintüteten, weil die Abfüllmaschine versagte…

Eine der alten Damen stimmt ein Lied an. „Det du min Leewsten bist…", die anderen fallen ein. Schön, nicht allein zu sein im Alter.

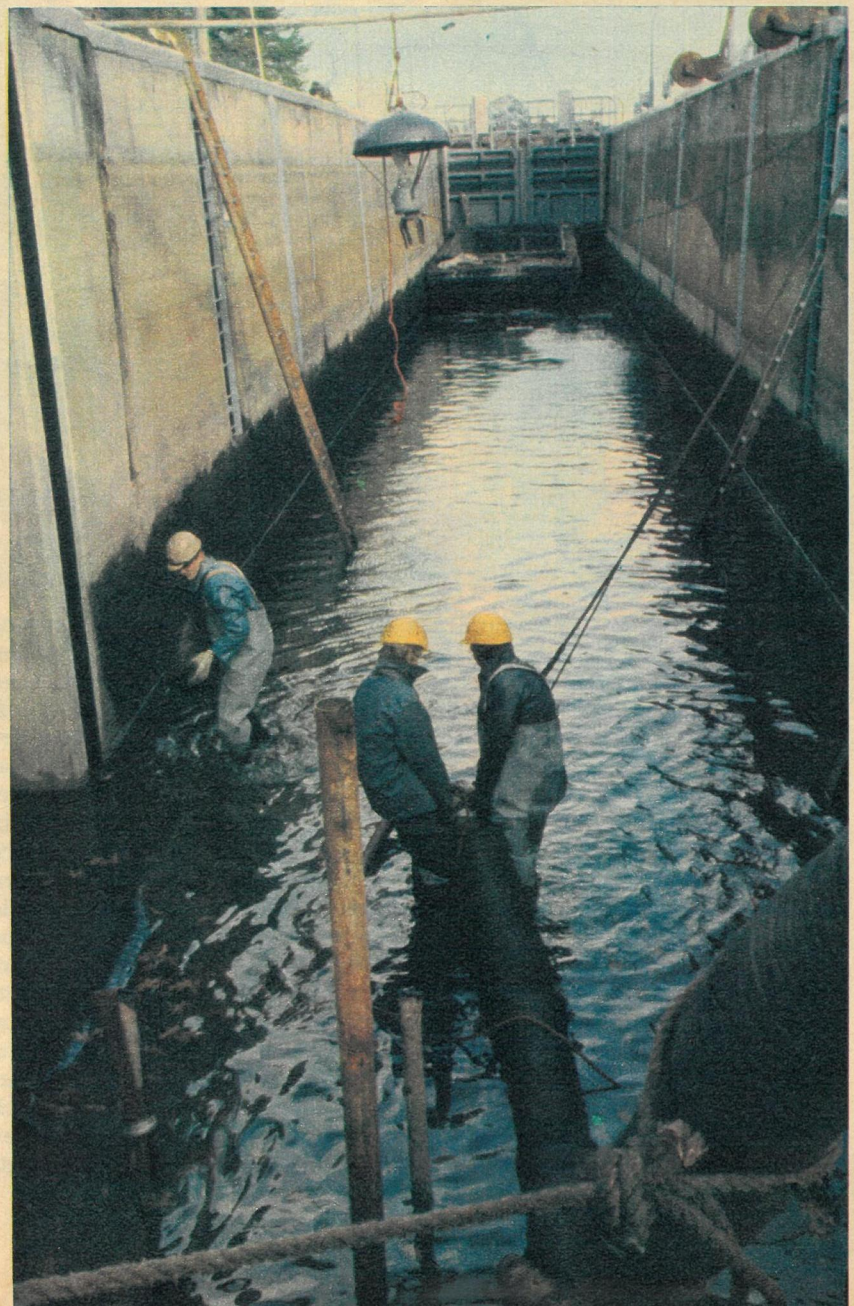
Wer kennt denn schon Grabow

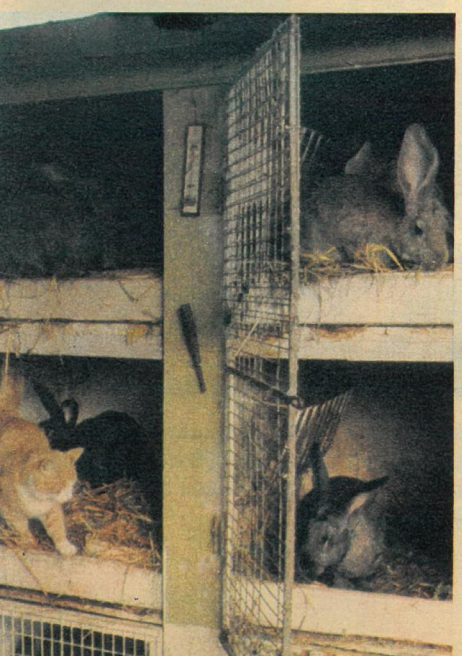
Alljährlich am zweiten Freitag im November öffnet – vor allem von den Jung-Grabowern sehnlich erwartet – der Martini-Markt. – Hohe Zeit für Lebkuchenherzen, Spekulatius und dergleichen im VEB Dauerbackwaren.





Zu den gern genutzten Dienstleistungen gehört der Kosmetiksalon der PGH „Neue Linie“. – Nicht so sehr um Verschönerung als um eine handfeste Reparatur geht es den Männern des volkseigenen Wasserstraßenbaubetriebes am Elde-Schleusentor.





Blick von der Rathaustreppe auf die Marktstraße. – Auch Grabows rund 1000 Mitglieder des Verbandes der Kleingärtner und Kleintierzüchter sind eine Macht. Insgesamt 7000 Schlachtkaninchen werden sie neben vielem anderen 1985 abliefern. Gottfried Müller, Leiter der Materialversorgung im Kreisbetrieb für Landtechnik, kann sich mit seinem Hobby-Material sehen lassen. 40 gewichtige Stallhasen hat er in diesem Jahr bereits zur Aufkaufstelle gebracht.

Schön, immer wieder gebraucht zu werden.

★

Ich saß über dem Schluß der Reportage. Der Briefträger brachte die Tageszeitung. Ich schlug auf, las, unterstrich.

... bürgernahe Kommunalpolitik ...

... Versorgung und Betreuung, Dienstleistungen, die letztlich das Wohlbefinden der Menschen im Heimatort ausmachen ... Bedeutende Reserven ... durch umfassende Förderung privater Handwerker und Gewerbetreibender ...

... sichtbare Fortschritte bei der Verschönerung des Antlitzes der Städte und Gemeinden ... Aus eigener Kraft in Ordnung bringen, was noch nicht in Ordnung ist, keine Mängel dulden, alle Bürger immer mehr in die Lösung der gesellschaftlichen Aufgaben im Territorium einbeziehen ...

Sätze aus dem Bericht des Politbüros an die 11. Tagung des Zentralkomitees der SED. Den Grabowern, so scheint's mir, wie auf den Leib geschrieben. Jener Eindruck von Sicherheit, Geborgensein, Zusammenhalt, den man aus der Vogelperspektive gewinnt, er bleibt, wenn man unter diese freundlichen Dächer tritt.

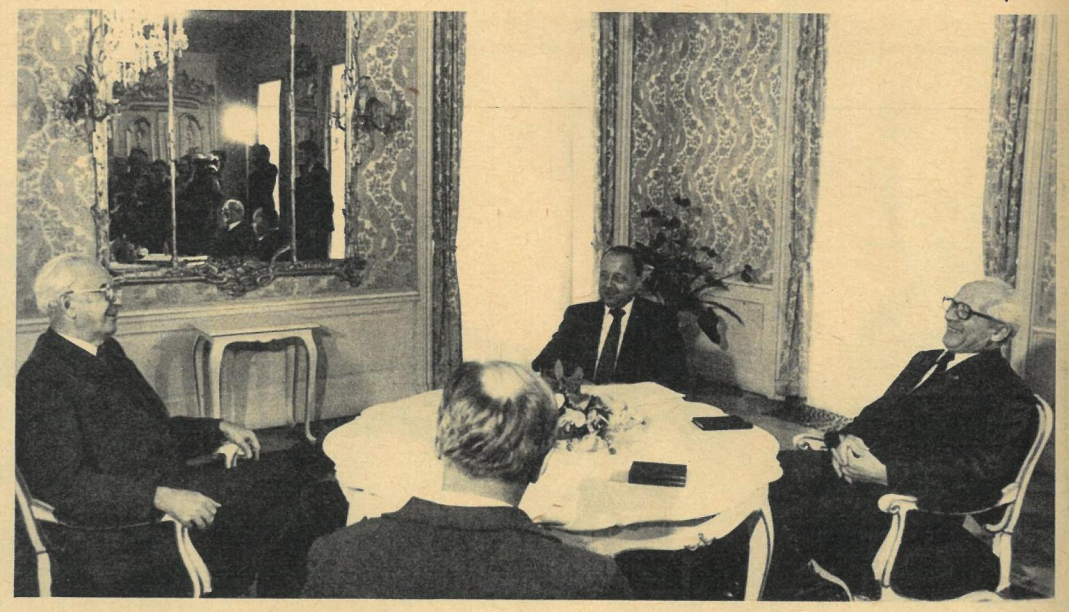
Luftbildgenehmigung: ZLB/L 191 077

Im März 1984 erhielt Heinz Hoffmann aus den Händen des 1. Stellvertreters des Vorsitzenden des Obersten Sowjets der UdSSR, W. W. Kusnezow, den Leninorden.

HEINZ HOFFMANN

28. 11. 1910–2. 12. 1985

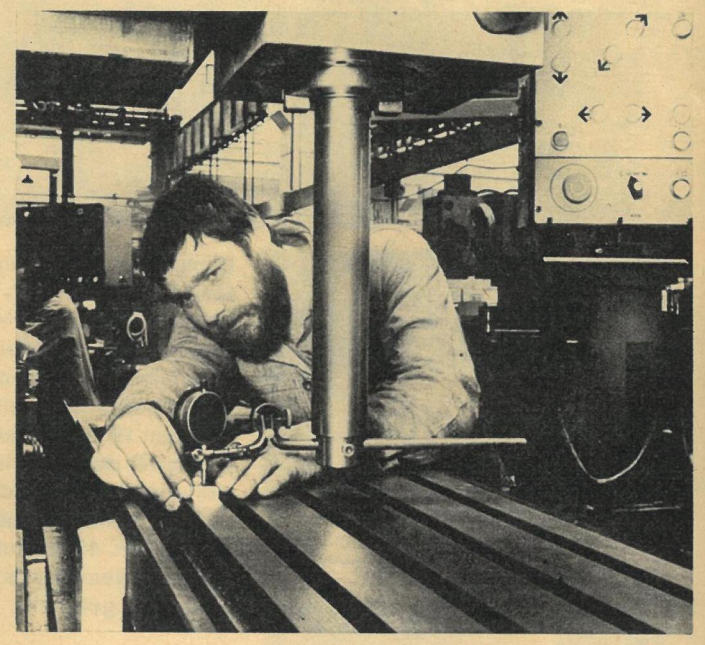
Als Sohn einer Mannheimer Arbeiterfamilie fand er schon früh den Weg zur organisierten Arbeiterbewegung. Er wurde Funktionär des Kommunistischen Jugendverbandes und übernahm bald verantwortungsvolle Aufgaben. Von den Faschisten gehaßt und verfolgt, fand Genosse Heinz Hoffmann in der Sowjetunion eine zweite Heimat; als Kriegskommissar des Hans-Beimler-Bataillons in Spanien erwies er sich als glühender Internationalist; er erwarb sich Verdienste bei der Gewinnung deutscher Kriegsgefangener für ein antifaschistisches und demokratisches Deutschland. Nach seiner Rückkehr aus dem Exil war Genosse Heinz Hoffmann in der Reihe derer, die den Neubeginn organisierten. Der Aufbau einer wirkungsvollen Landesverteidigung bleibt eng mit seinem Namen verbunden, er war Chef der Kasernierten Volkspolizei, Stellvertreter des Ministers des Innern und Stellvertreter des Ministers für Nationale Verteidigung. Sein kampferfülltes Leben, sein 25jähriges Wirken als Minister für Nationale Verteidigung brachten ihm die Achtung und Anerkennung seiner Genossen, der Angehörigen der bewaffneten Organe und der Werktätigen in Stadt und Land ein. Als Mitglied des Politbüros des ZK der SED wirkte er im Kollektiv der Parteiführung für die Interessen der Arbeiterklasse, für das Wohl des Volkes und den Schutz der sozialistischen Errungenschaften. Große Verdienste erwarb sich Heinz Hoffmann bei der Vertiefung der Waffenbrüderschaft mit der Sowjetarmee und den Bruderarmeen der sozialistischen Länder.



Kurs aufs neue Jahrtausend

Man kann sie die traditionellen Herbsttreffen nennen, die Begegnungen zwischen den Partei- und Staatsführern der DDR und der ČSSR. Am letzten Dienstag im November war das Schloß Niederschönhausen in Berlin Ort einer erneuten arbeitsreichen Begegnung zwischen Erich Honecker und Gustáv Husák. 35 Jahre nachdem beide Staaten die Erhaltung und Sicherung des Friedens, die dauerhafte Freundschaft ihrer Völker als übereinstimmende Positionen und Prinzipien feierlich deklariert hatten, war auf der Grundlage des konstatierten hohen Standes der brüderlichen Beziehungen ein neuer Schritt einzuleiten. Abgestimmt in Wirtschaft, Wissenschaft und Technik ist das Jahr 2000 anzuvisieren. Auf präzise skizziertem, vertraglich fixiertem Weg wird dem Beginn des neuen Jahrtausends optimistisch ins Antlitz geblickt. Die ČSSR ist nach der UdSSR für die DDR – umgekehrt ist das nicht anders – der wichtigste Wirtschafts- und Handelspartner. Allein der Außenhandelsumsatz hat sich seit 1971 mehr als verdreifacht und erreicht heute rund zwölf Milliarden Valuta-Mark im Jahr. Beispiele erfolgreicher Zusammenarbeit sind die Petrolchemie, die Entwicklung und Produktion von Robotern, elektronischen Maschinensteuerungen, flexiblen Fertigungslinien sowie von reinen Materialien für die Mikroelektronik, um nur wenige zu nennen. Das von Erich Honecker und Gustáv Husák unterzeichnete Programm beinhaltet unter anderem die Entwicklung von Verfahren und Ausrüstungen, um Energieressourcen besser zu nutzen und Energieträger – zum Beispiel die Braunkohle – höher zu veredeln. Es gilt, effektive Technologien und Verfahren für die Automatisierung der Produktion unter besonderer Berücksichtigung von Mikroelektronik und Robotertechnik zu schaffen, neue Werkstoffe zu erforschen, die Biotechnologie zu forcieren. Neben klassischen Gebieten der Zusammenarbeit liegt das Gewicht auch auf der Kooperation im Konsumgütersektor. Da geht es um Hi-Fi-Anlagen, Kassettenrecorder, Farbfernsehgeräte, Plattenspieler und Foto-Kino-Technik in neuer Qualität. Die gegenseitigen Lieferungen langlebiger Haushaltgeräte und Haushaltwaren zur reicheren Gestaltung des Angebots in beiden Ländern, eine Erweiterung des Konsumgüteraustauschs, darunter von Sortimenten des Binnenhandels, der Konsumgenossenschaften und Warenhäuser, ist ins Auge gefaßt. Maßnahmen allesamt – solche in Landwirtschaft, Bauwesen, Verkehr und Umweltschutz seien nur global erwähnt –, die beiden Völkern augenfällig zugute kommen sollen und werden. Das Thema war ganz sicher nicht zu trennen von den Vorbereitungen in beiden Ländern auf den XI. Parteitag der SED beziehungsweise den XVII. Parteitag der KPTsch, worüber beide Politiker während ihres mehrstündigen Gesprächs im Spiegelsaal des Berliner Schlosses informierten, von den bedeutenden Leistungen, die die Werktätigen im Hinblick auf diese gesellschaftlichen Höhepunkte vollbringen.

Klaus Taubert



Für diese Fräsmaschine aus den TOS Maschinenbauwerken im nordmährischen Lipnik liefert der VEB WEMA Plauen als bewährter Kooperationspartner Spindelbacken und andere Montageteile für die Endfertigung.

Fotos: ZB/Busch, Mittelstädt, ZB/ČTK, TASS/Koshewoi

6400 + 200 über den Winter

Auskünfte für FREIE WELT gab Prof. Dr. sc. Dr. h. c. Heinrich Dathe, Direktor des Berliner Tierparks.

Eis und Schnee, welche Probleme bringt das für die von Ihnen geleitete Betreuerschaft?

Wir können es nicht darauf ankommen lassen, daß uns ein zeitiger Winter überrascht; unsere Vorbereitungen beginnen schon im Hochsommer mit der Überholung von Heizanlagen und der Überprüfung der Verteilersysteme. Dabei sind die Wärmeansprüche unserer Pfleglinge sehr verschieden. Der Bisonbulle ruht stundenlang im Schnee, eine Antilopengruppe braucht vielleicht nur eine schwache Wärmequelle in der Unterkunft, während im „ewigen Sommer" des Terrariums ein Stromausfall von wenigen Stunden eine Katastrophe bedeuten würde.

Dennoch erhalten viele Exoten auch im Winter Ausgang ins Freigehege...

Unser Grundsatz lautet: Soviel frische Luft für so viele wie möglich. Versteht sich, daß bei der Dauer solcher Ausflüge genau beachtet wird, ob es sich um nackthäutige Tiere, solche ohne oder mit Winterhaar handelt. Immerhin dürfen auch Elefanten und Giraffen sich manchmal im Schnee vergnügen – wenn das Gehege frei von Glatteis ist und kein Frostwind weht.

Sicher gibt es wie bei einem von Menschen besiedelten Gemeinwesen auch im Tierpark für den Umgang mit Wasser Winterregeln.

Von unseren Gewässern wird ein Teil abgesenkt, ein anderer völlig trockengelegt. Die Überraschung zu frühen Tierparkzeiten, als uns eine Wisentkuh über das Eis des Absperrgrabens entgegenspaziert kam, fand nur einmal statt. Bei den ewig wanderlustigen Wölfen wird vor den leeren Graben sogar noch ein Gitter angesetzt. Von den braven Kamelen dagegen ist kein „Ausbruch" zu befürchten. – Nicht zu vergessen: Trinkwasser wird allen Tieren angewärmt geliefert.

Der aufmerksame Besucher bemerkt, daß im Park jetzt mehr Teiche und Gräben offengehalten werden...

Ja, die neu installierten Unterwassersprudler leisten gute Dienste. So können wir verschiedene Säger, wie Zwerg- und Kappensäger, ganzjährig zeigen. Solche Entenvögel (mit sägeförmig gezähntem Schnabel) waren einst an Berliner Seen häufig, sind aber äußerst selten geworden.

Welche Wintergäste – außer den Besuchern, die beinahe so zahlreich wie im Sommer Winterstimmung und den Anblick des Tierlebens genießen – sind zu erwarten?

Neben den Scharen von Wildenten auch Seidenschwänze und Tannenhäher, Zugvögel aus dem Nordosten Eurasiens, die bei uns an reichlich angepflanzten Beerensträuchern gedeckte Tafel finden.

Sind viele Erkältungen zu behandeln?

Dank entsprechender Vorsorge nicht viele. Probleme hat der Tierarzt dennoch. Über Sommer kann mancher Eingriff im Gehege ausgeführt werden; im Winter muß man einen Patienten narkotisieren und in dicke Decken gehüllt zur Tierklinik schaffen. Dort gibt es volle Boxen, weil Genesende aus der gut durchwärmten „Krankenstube" natürlich nicht in strenge Kälte überwechseln dürfen.

Warmhalten ist geboten auch für Tiertransporte...

Je kostbarer der Reisende, um so größer die Fürsorge. Zum Glück ist noch vor dem Schnee das neue Okapi ohne Erschwernisse per Lastwagen bei uns eingetroffen.

Den verbindlichsten Dank, Herr Professor, für die erfreuliche Nachricht, die Sie damit der Öffentlichkeit zukommen lassen. Zum Abschluß noch eine Frage: Die Zahl Ihrer Schutzbefohlenen bezifferten Sie auf rund 6400 Köpfe (genau weiß das auch der Direktor nicht, noch während des Gesprächs wurden Geburten von Raubkatzen gemeldet), was aber bedeuten 200 zusätzliche Pensionäre?

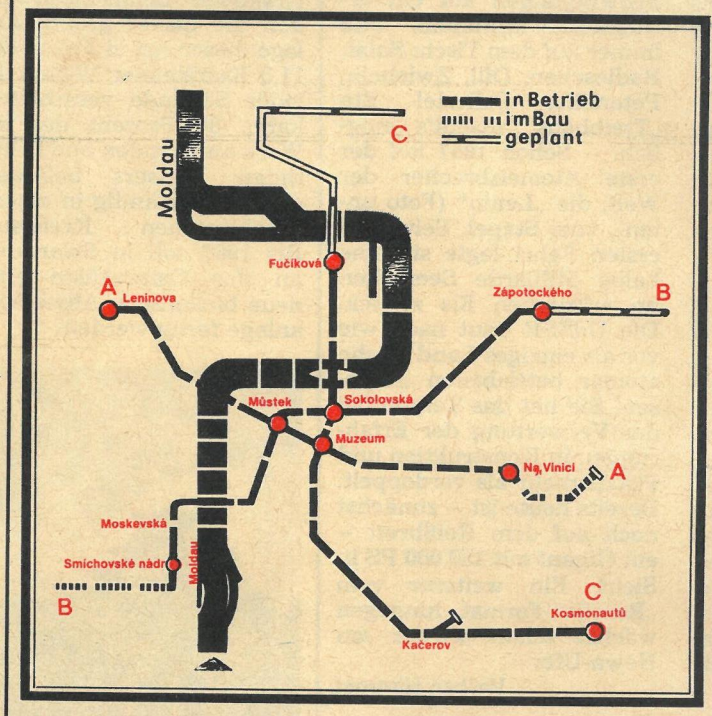
Das sind die 200 gefährdeten Igel, die der Tierpark über den Winter bringt und – abzüglich unvermeidlicher Verluste – gesund und lebenskräftig in das Frühjahr entläßt.

Interview: Hans Frosch

Neues aus dem Untergrund

Prag ist eine der 75 Städte in der Welt, die eine Metro ihr eigen nennen können. Schon in den zwanziger und dreißiger Jahren gab es Gedanken, den zunehmenden Verkehr unter die engen und winkligen Prager Gassen zu verlegen. Aber erst in den sechziger Jahren konnte ein solcher Plan in Angriff genommen werden. Ein wichtiger Meilenstein dabei war ganz gewiß der am 18. November 1966 unterzeichnete Vertrag zwischen der ČSSR und der UdSSR über ihre Zusammenarbeit beim Metrobau. Im Jahre 1968 begannen dann die eigentlichen Arbeiten. Seither lieferte die Sowjetunion für insgesamt etwa 150 Millionen Rubel Dokumentationen, Hilfsmittel und Anlagen, wie Vortriebskomplexe, Metrowagen, Rolltreppen u. a. m. Nach sechsjähriger Bauzeit wurde am 9. Mai 1974 – fast zwei Monate vorfristig – der C-Abschnitt von Kačerov im Süden Prags bis zum Stadtzentrum in Betrieb genommen. Die Metrozüge legten die Strecke von 6,7 Kilometern einschließlich Halt auf den neun Stationen damals in etwa fünfzehn bis sechzehn Minuten zurück. Seitdem vergrößerte sich das Streckennetz systematisch: 1978 kam die 5,3 Kilometer lange A-Trasse dazu, 1980 wurden die beiden Strecken um insgesamt 8 Kilometer verlängert, und seit zwei Jahren führt die Linie C auch in den Norden der Stadt. Jüngster Höhepunkt in Prags Unterwelt war die Eröffnung der Linie B von Prag-Karlín zum Bahnhof Smíchov am 2. November dieses Jahres. Fünf Tage vor dem Termin wurde die Strecke freigegeben, die das Stadtzentrum wesentlich entlasten wird. Schließlich rechnen Experten mit 260 Millionen Reisenden jährlich auf diesem nur 5 Kilometer langen Abschnitt. Besonders wertvoll dabei ist die verkürzte Reisezeit vom Bahnhof Smíchov ins Zentrum der Stadt. Benötigt man mit dem Auto rund 18 Minuten, mit der Straßenbahn gar fast 40 Minuten, so sind es mit der Metro nur 10 Minuten. Übrigens führt der Weg dabei in durchschnittlich 40 Meter Tiefe unter den Häusern und Straßen sowie der Moldau entlang und schließt im Zentrum das „Dreieck" aller drei Linien. Schmuckstück der herrlich gestalteten Metrostationen Prags ist die mit weißem und rotbraunem ukrainischen Marmor ausgestattete Station „Moskevská". Sie wurde von sowjetischen Künstlern entworfen und von sowjetisch-tschechoslowakischen Baubrigaden geschaffen. Ihr Gegenstück, die Metrostation „Prashskaja" befindet sich übrigens in Moskau. Seit der erste Zug vor elf Jahren Prag unterquerte, sind nunmehr weit über zwei Milliarden Passagiere mit der Prager Metro unterwegs gewesen. In Vier-Minuten-Abständen – in der Verkehrsspitze alle 90 Sekunden – fahren die Züge und bringen rund eine Million Menschen am Tag zu den 32 Stationen, d. h., jeder vierte Verkehrsteilnehmer fährt Metro. In Zukunft soll das heute knapp 30 Kilometer lange Metronetz pro Jahr um rund zwei Kilometer wachsen, um die Jahrtausendwende 60 Kilometer Länge erreichen und 56 Stationen haben.

Manfred Czerrana



Freunde in aller Welt

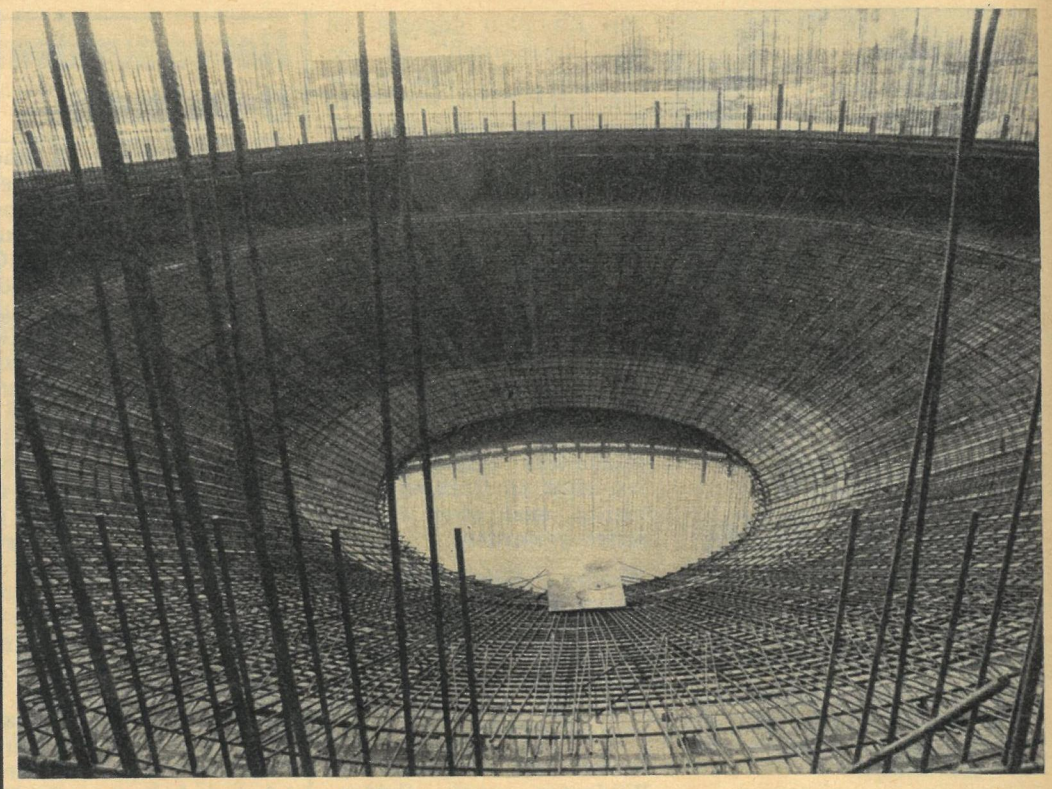
Acht Jahre waren seit dem Roten Oktober vergangen, als 1925 in Moskau die „Allunionsgesellschaft für kulturelle Verbindungen der UdSSR mit dem Ausland" (WOKS) ins Leben gerufen wurde. Die Idee der Gründer war, durch das Kennenlernen des Lebens der sowjetischen Menschen, durch die Herstellung kultureller Verbindungen die Völker einander näherzubringen, in fruchtbringenden Austausch geistiger Errungenschaften zu treten. Auf Einladung der WOKS weilten Arbeiter aus vielen Ländern in der UdSSR, nahmen Eindrücke mit nach Hause über all das Neue, für sie Ungewohnte und trugen in ihrem Heimatland zur Verbreitung der Wahrheit über den ersten sozialistischen Staat bei. In Deutschland entstanden die „Gesellschaft der Freunde des neuen Rußlands" – von einem kleinen Kreis fortschrittlicher Intelligenz gegründet, hatte sie 1930 1350 Mitglieder, unter ihnen Anna Seghers und Thomas Mann – und als proletarische Massenorganisation der „Bund der Freunde der Sowjetunion". Beide wurden 1933 verboten. Der Sieg der Antihitlerkoalition über den Faschismus stimulierte weltweit die Gründung neuer Organisationen. In den fünfziger Jahren bestanden insgesamt 47 ausländische Freundschaftsgesellschaften. Die WOKS – strukturmäßig nicht mehr in der Lage, das Interesse der Weltöffentlichkeit an Informationen zu befriedigen – wurde aufgelöst und der „Verband der sowjetischen Gesellschaften für Freundschaft und kulturelle Verbindungen mit dem Ausland" (SSOD) gegründet. Er umfaßt 82 Gesellschaften der Freundschaft mit Ländern aller Kontinente, hat zu rund 10 000 ausländischen Organisationen, Vereinigungen, Parteien und Persönlichkeiten in mehr als 140 Staaten Beziehungen, koordiniert die Kontakte von 147 sowjetischen zu 336 ausländischen Partnerstädten. In den letzten fünf Jahren hat sich die Zahl der Gesellschaften für Freundschaft mit der Sowjetunion von 120 auf 136 erhöht. Führende Vertreter der Freundschaftsgesellschaften der sozialistischen Länder werden sich vom 2. bis 6. Dezember 1985 in Berlin treffen. Ihr Gastgeber ist die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. *Anne Berg*

Atomeisknacker Nr. 4 im Dienst

Die feierliche Flaggenhissung ist vollzogen: Die „Rossija", viertes Schiff der sowjetischen Atom-Eisbrecherflotte, wurde kürzlich in Dienst gestellt. Nach erfolgreicher Probefahrt über 3000 Seemeilen in der Ostsee war sie in ihrem Heimathafen Murmansk eingelaufen. Ab Januar soll sie den Eisfrachtern auf dem Nördlichen Seeweg als neuer, starker Freund zur Seite stehen. Vor allem im Westabschnitt wird die „Rossija", deren Hauptturbinen 56 000 kW bzw. 75 000 PS auf die Antriebspropeller übertragen, die Eismassen knacken. Als FW im Dezember 1982 erstmals über die „Rossija" berichtete, hatte sie auf der Baltischen Werft in Leningrad gerade erst am Ausrüstungskai festgemacht. Äußerlich unterscheidet sie sich kaum von ihren Schwesterschiffen „Breshnew" (1975) und „Sibir" (1977). Jedoch sind rund 1000 Baugruppen und Einzelteile – so die Experten – auf den höchsten Stand der Technik gebracht worden. Gegenüber den Vorgängern völlig neu ist eine Enteisungsanlage an der riesigen Außenhaut des 140 Meter langen Schiffes. Radaranlagen mit stärkerem Auflösungsvermögen und eine Satelliten-Funkanlage ermöglichen optimale Navigationsbedingungen.

Der Allwetter-Hubschrauber KA 32, ausgerüstet mit hochempfindlichen Eislage- und Ortungsgeräten sowie Superscheinwerfern, wird den 150 Mann unter Kapitän Alexej Lamechow besonders in den Polarnächten zu einem unentbehrlichen Helfer werden, um Eisspalten und kürzeste Wege zu finden. Auch der Komfort an Bord verbesserte sich. Besonders beeindruckend: „schwebende" Kajüten in den unteren Etagen, wo die Vibrationen am stärksten zu spüren sind, wenn der Brecherriese mit dem Eis kämpft. Die neuartige Konstruktion der Kajüten dämpft die störenden Schwingungen auf ein erträgliches Minimum. Und immer auf dem Tisch: Salat, Radieschen, Dill, Zwiebeln, Petersilie, Sellerie! Ein „Treibhaus" macht's möglich. – Schon 1957 lief der erste Atomeisbrecher der Welt, die „Lenin" (Foto unten), vom Stapel. Seit ihrer ersten Fahrt legte sie eine halbe Milliarde Seemeilen im arktischen Eis zurück. Die UdSSR baut nach wie vor als einziges Land solche atomar betriebenen Eisriesen. Sie hat das Tempo bei der Verwertung der Erfahrungen in Konstruktion und Praxis mehr als verdoppelt. Bereits heute ist – zunächst noch auf dem Reißbrett – ein Gigant mit 150 000 PS in Sicht. Ein weiterer vom „Rossija"-Format hingegen wächst schon wieder am Newa-Ufer.

Volker Hempel

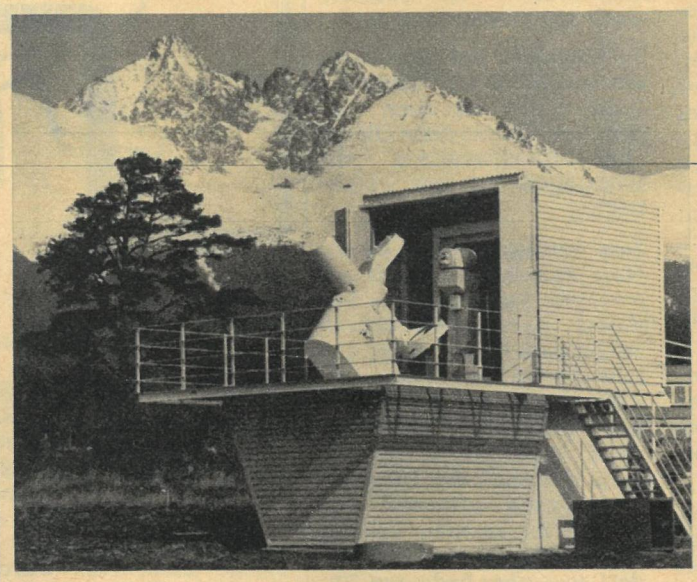


Wasserkreis

Eine Fläche von insgesamt 39 Hektar nimmt die Abwasser-Reinigungsanlage „Radocha II" ein, die gegenwärtig im polnischen Sosnowiec gebaut wird. Bereits in Betrieb genommen wurde Anfang November in den Krakówer Lenin-Eisenwerken die bisher größte Anlage dieser Art in Polen, die 11,3 Kubikmeter Wasser in jeder Sekunde verarbeiten kann. 80 Prozent des im Werk anfallenden und benötigten Wassers befinden sich dabei ständig in einem geschlossenen Kreislauf. Bis 1987 soll in Swarzewo an der Ostseeküste eine neue biologische Abwasseranlage fertig werden.

Zoobaby

Die indischen Elefanten Boy und Bama im Kiewer Zoo sind seit kurzem stolze Eltern. Das Elefantenbaby Kij – nach einem der Gründer der ukrainischen Hauptstadt benannt – ist das erste, das in dem 75 Jahre alten Zoo, und das vierte, das in der Sowjetunion geboren wurde.



Tatrasonne

In der Hohen Tatra bei Stará Lesná wurde eine neue Sternwarte in Betrieb genommen, die mit einem modernen Sonnenteleskop von Carl Zeiss Jena ausgestattet ist. Mit einer Brennweite von 35 Metern und einem Durchmesser von 50 Zentimetern hilft es den Astronomen, ihre physikalischen Forschungen über die Sonneneinstrahlung in den Bergen der Hohen Tatra zu erweitern.

Saisonchic

Mit modischem Chic und sportlicher Eleganz präsentierte das führende Modehaus der tschechoslowakischen Hauptstadt, der Prager Bekleidungs-Service, seine Kollektion für die diesjährige Winter-Saison. Praktische Schwarz-Weiß-Kombinationen fanden beim Publikum ebenso viel Beifall wie elegante Festtagsgarderobe oder dieser sportlich-bequeme Overall.

Kabel, Münzen, Telefone

Oleg Tscherepan aus Moskau erhielt kürzlich ein Telefon, meldete die Zeitung „Moskowskije Nowosti". Bei über 130 000 Neuanschlüssen in der sowjetischen Hauptstadt im Jahr eigentlich nichts Besonderes. Tscherepan indes wurde dreimillionster Teilnehmer im Moskauer Stadttelefonnetz, das im Juli 1882 mit dem Telegrafenamt in der Kusnezki Most und den damals 26 Anschlüssen in Betrieb genommen wurde. Es gehörte einer schwedisch-dänischen Telegrafengesellschaft. Nach der Revolution kaufte der junge Sowjetstaat deren Rechte auf, und 1921 gab es in Moskau bereits 17 000 Anschlüsse. Im Kreml waren übrigens 200 Fernsprecher installiert, und Lenin konnte von seinem Arbeitszimmer mit Petrograd, Charkow, Smolensk und Nishni Nowgorod Ferngespräche führen. Registrierte man im Jahre 1972 in Moskau eine Million Privatanschlüsse, so waren es zehn Jahre später zwei Millionen. Von 100 Moskauern haben heute 39 einen eigenen Anschluß. Hinzu kommen noch etwa 30 000 öffentliche Telefonautomaten. Die robusten Geräte, die für zwei Kopeken zuverlässig bei 30 Grad plus wie minus arbeiten, findet man an fast jeder Straßenecke, in Metrostationen und Restaurants. Über 4 Tonnen Münzen sammeln sie pro Tag. Telefonieren gehört sowieso zu den Leidenschaften eines Moskauers. Besonders die Abendstunden sind Telefonzeit – nicht selten ist dann so manche Nummer eine ganze Stunde besetzt. Denn wer in Moskau wohnt, sieht sich nicht allzu oft. Immerhin dehnt die Stadt sich bis zu 60 Kilometern aus. Und wer telefonieren will, muß zumindest ein dickes Notizbuch in der Tasche haben, denn – ein Telefonbuch mit Privatanschlüssen gibt es nicht. Es würde mit dem Tempo der Wohnungsbauer und der Fernmeldemonteure nicht Schritt halten. Einen Technikschritt ins nächste Jahrtausend macht das Moskauer Netz in den kommenden Jahren: Automatische Zentralen, Computer und Lichtleiterkabel sind die Säulen für seine Generalrekonstruktion. Auch neue öffentliche Automaten. Sie allerdings werden so manchen Dauertelefonierer schocken, denn nach zweieinhalb Minuten heißt es: Sie haben noch dreißig Sekunden Sprechzeit.

Galina Plachotnjuk

„Sbornaja" in Mexiko dabei

Als sich die UdSSR-Auswahl am 30. Oktober in Moskau in ihrem letzten WM-Qualifikationsspiel mit einem 1:0-Erfolg über Norwegen die Tickets für die Endrunde der Fußballweltmeisterschaft in Mexiko sicherte, feierten die sowjetischen Zeitungen dies als Erfolg von Auswahltrainer Eduard Malofejew. „Der Weg nach Mexiko ist offen!" schrieb „Sowjetski sport" in ungewöhnlich großer Aufmachung auf der ersten Seite. Fünfmal war die UdSSR bisher in einer WM-Finalrunde vertreten. Mit einer Bronzemedaille hatte sie 1966 ihren bisher größten Erfolg. Zu den Stützen der Mannschaft von damals gehörte Eduard Malofejew, später Erfolgstrainer bei Dynamo Minsk, seit 1984 Cheftrainer der sowjetischen Fußballnationalmannschaft, deren „Fahrplan" zur Endrunde er bereits aufgestellt hat. Dazu zählen zentrale Trainingslager in entsprechender Höhenlage und ein Mexikotrip der Mannschaft. Malofejew übrigens kennt die dortigen Bedingungen aus eigener Erfahrung, als er mit der UdSSR-Auswahl unter den Trainern Beskow und Jakuschin 1964 und 1967 selbst hier spielte. Drei Länderspiele, u. a. gegen Rumänien und Finalrundenteilnehmer England stehen ebenfalls auf dem Programm. Das Stammaufgebot der Mannschaft ist bekannt, Weltklassespieler Dassajew, Abwehrstratege Tschiwadse, Mittelfeldspieler Tscherenkow (Foto oben), die Stürmer Blochin und Protassow stehen mit in ihren Reihen. Aber auch für talentierte Juniorenauswahlspieler steht die A-Auswahl noch offen. Nach einem speziellen Programm werden sich die Auswahlkandidaten in ihren Klubs vorbereiten. Die Tatsache, daß mit Dynamo Minsk 1982, Dnepr Dnepropetrowsk 1983 und Zenit Leningrad 1984 nacheinander neue Titelträger auftauchten und die UdSSR in den europäischen Pokalwettbewerben ihre fünf Vertreter in die zweite Runde brachte, zeugt von der gewachsenen Leistungsbreite des sowjetischen Klubfußballs. Wenn vom UdSSR-Fußballmeister 1985, Dynamo Kiew, der sich zwei Runden vor Abschluß der Meisterschaft seinen nunmehr elften Titel sicherte, sieben Aktive zum Nationalkader gehören, so wird das zweifellos die WM-Vorbereitungen der „Sbornaja" begünstigen. Für Mexiko 1986 jedenfalls hat man sich eine Menge vorgenommen.

Adi Kodym

● Erfahrenes

Wenn man etwas Lohnendes über eine Zeit zu schreiben bestrebt ist, muß man in ihr leben, selbst wenn diese Zeit längst vergangen ist. Noch besser ist es, wenn die Zeit in dem Künstler selbst lebendig ist, ihn nicht losläßt.

Wassil Bykau, Schriftsteller

● Am Rande

Das Wettkampfprogramm der ersten Meisterschaften volkstümlicher Sportarten in Ordshonikidse umfaßte nationalen Ringkampf, Hantelheben, Steinwerfen und Tanzen. Vor dem Auftritt auf der Matte gaben alle Teilnehmer den berühmten feurigen Tanz der Kaukasier, die „Lesginka", zum besten. – Gewissermaßen als kleine Lockerungsübung.

● Persönliches

Die Geburt ihrer Tochter Tatjana war nicht nur für den Schlosser Wladimir Sumin und seine Frau Nagija ein großes Ereignis: Als hunderttausendster Einwohner ließ die junge Dame ihre Heimatstadt Ust-Ilimsk in die Reihe der sowjetischen Großstädte avancieren.

Einem Hobby besonderer Art geht der kubanische Schriftsteller Tomas Alvarez de los Rios nach. Mehr als 700 Sprichwörter zieren die Mauern seines Bauernhauses, und auch in jeden weiteren der etwa 10 000 unverputzten Tonziegel will er eine Lebensweisheit einmeißeln.

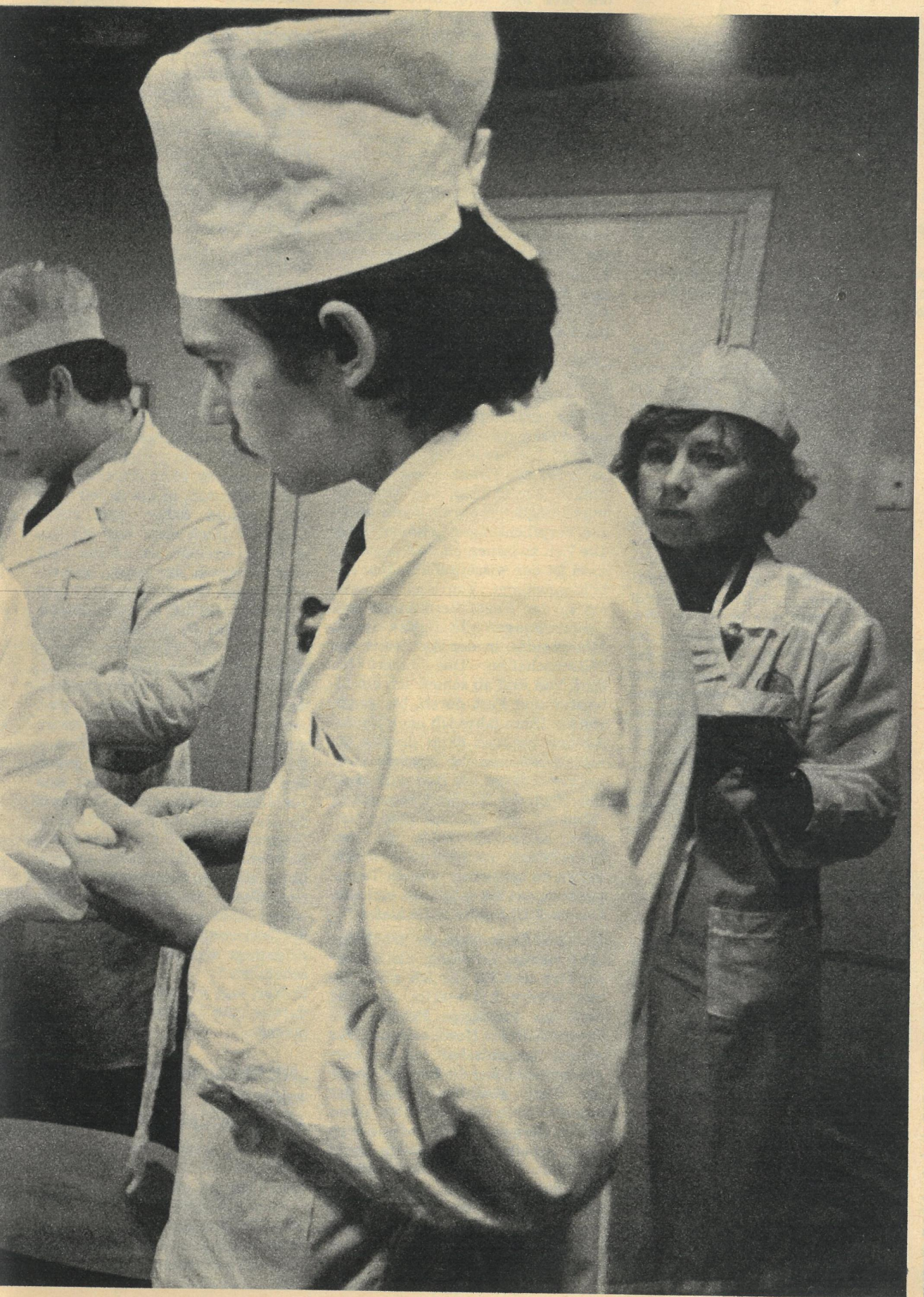
Einen seit seiner Jugend gehegten Wunsch hat sich der 70jährige Ungar Gyula Szabo in Balatonfüred erfüllt: Der ehemalige Kfz-Schlosser sammelte jahrzehntelang Bauteile und bastelte daraus sein „Traumauto". Der Fünfsitzer – für den öffentlichen Verkehr zugelassen – fährt gute 80 km/h.

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: K. Rudloff, APN, ZB/CAF, TASS/Kalenski, ZB/ČTK (2), TASS (3); Zeichnung: J. Arfert; Vignette: D. Schüler.

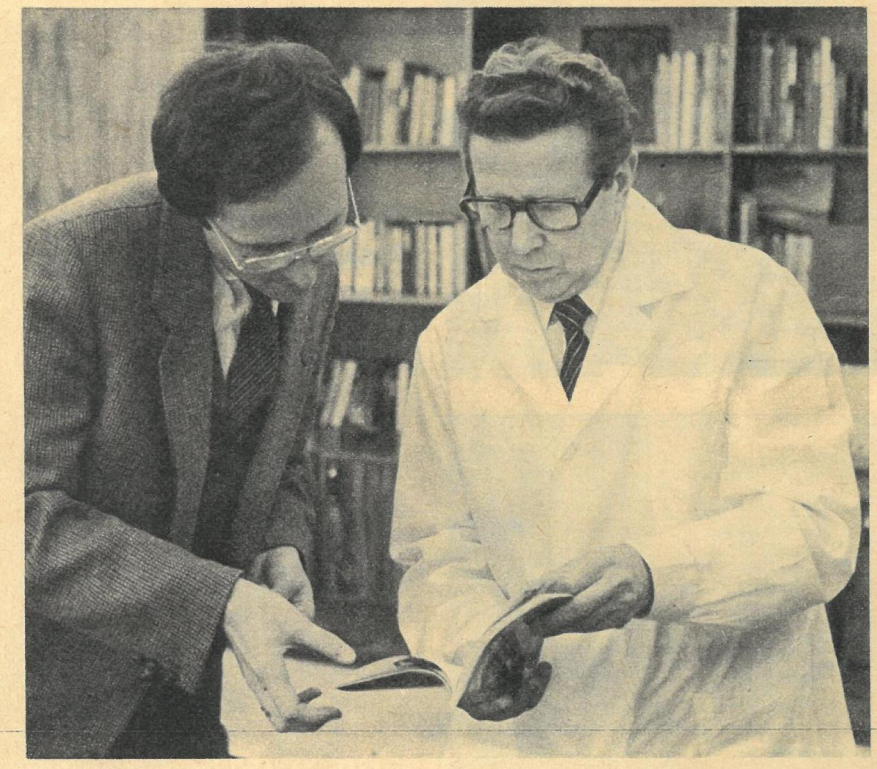
Wider die letzte der Ep

idemien

Ein Beitrag unserer Moskauer Korrespondeten Dr. Dietrich Pätzold (Text) und Volkmar Billeb (Fotos)



Henri Dunant, 1828–1910, (im Foto unten) wurde 1901 als Schöpfer der Rote-Kreuz-Organisation der erste Friedensnobelpreis überreicht. Da er seinerzeit keine Möglichkeit sah, den Ausbruch von Kriegen zu verhindern, wollte er wenigstens die Leiden der Menschen im Kriege mildern. „Heute aber wäre in einem Kernwaffenkrieg alle ärztliche Kunst weitestgehend machtlos", betont Professor Jewgeni Tschasow (Foto links). Der international renommierte sowjetische Kardiologe ist zusammen mit dem amerikanischen Herzspezialisten Bernard Lown (im Foto oben, links) nach Oslo eingeladen worden, wo sie als Mitbegründer und Kopräsidenten von „Ärzte der Welt für die Verhinderung eines Atomkrieges" den diesjährigen Friedensnobelpreis für die internationale Ärztebewegung in Empfang nehmen werden. FREIE WELT sprach mit ihm kurz zuvor in Moskau.



Unser Moskauer Korrespondent Dr. Pätzold im Gespräch mit Prof. Jewgeni Tschasow, einem der führenden Herzspezialisten in der Welt und dem Kopräsidenten der Vereinigung von Ärzten gegen den Atomkrieg.

„Am schlimmsten sind für mich jene Minuten, da ich die Machtlosigkeit der Wissenschaft im Angesicht des Todes eingestehen muß", sagt Professor Tschasow. „Leider verstehen nicht viele, die nur die weißen Kittel sehen, was es für den Arzt an Verantwortungsgefühl, Barmherzigkeit und Selbsthingabe bedarf, stets den Schatten des Todes an seiner Seite zu wissen… Wohl für mein ganzes Leben hat sich mir das Bild der schmächtigen Gestalten des vielleicht 14jährigen Knaben und seiner 12jährigen Schwester eingeprägt, die eines Tages in unserer Aufnahme saßen und gekommen waren, sich nach dem Zustand der Mutter zu erkundigen. ‚Ist jemand von den Verwandten der Patientin da?' fragte ich in den Raum. Und der Junge, mit dem Anspruch des Familienoberhaupts, sprang auf und antwortete mit fester Stimme: ‚Wir sind die Verwandten.' Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Nach einer Weile fiel mir nur die Frage ein: ‚Sind denn keine Erwachsenen da?' Der Junge schaute mich an und antwortete etwas irritiert: ‚Nein, Mama lebt mit uns ganz allein.' Ich aber wußte doch, daß er schon keine Mutter mehr hat! – Man sagt, ich verfüge über ein sehr stabiles Nervensystem, doch ich schäme mich nicht der Tränen, die mir immer wieder kommen, wenn ich an diese Kinder denke…"

Auf die früheste Kindheit gehen die Wurzeln Jewgeni Tschasows unumstößlichen Berufswunsch zurück, nicht Flieger oder Metrobauer werden zu wollen, wie die meisten seiner Klassenkameraden, sondern als forschender Arzt die schlimmsten der Krankheiten zu bekämpfen. Eine Schlüsselrolle spielt dabei offenbar seine Mutter, die selbst Ärztin war. Als eine der ersten Komsomolzinnen im Ural wurde sie mit sechzehn Jahren von den Koltschak-Leuten vor ein Erschießungskommando gestellt und kam nur durch ein Wunder mit dem Leben davon. Später, viel später sollte sie weniger Glück haben. „In ihren letzten Lebensjahren", erzählt Jewgeni Tschasow, „bekam sie es mit Thromben in der Lungenarterie zu tun – ein Leiden, für dessen Erforschung und Heilung ich zwanzig Jahre meiner wissenschaftlichen Arbeit aufgewandt hatte. Damals war ich schon Professor, Mitglied der Akademie der Medizinischen Wissenschaften der UdSSR. Wir hatten ein wirksames System zur Heilung einer solchen Krankheit geschaffen. Es hatte nur noch einen Haken: Unsere Medikamente konnten dem Patienten wegen ihrer schweren Nebenwirkungen vorerst nur ein einziges Mal verabreicht werden. Bei meiner Mutter aber wiederholte sich die Thromboembolie…"

„Ich habe das Gefühl, stets unter Zeitdruck zu stehen."

Acht Jahre nach ihrem Tod war es dem Kollektiv von Professor Tschasow gelungen, ein – auch weltweit aufsehenerregendes – Präparat zu entwickeln, bei dem dieser Mangel ausgemerzt war und das nunmehr Tausenden Menschen das Leben rettete. „Für diese Arbeiten wurden wir später mit dem Leninpreis ausgezeichnet", sagt der Professor. „Verstehen Sie, wie wichtig in unserem Beruf der Zeitfaktor ist? Ich habe stets das Gefühl, unter Zeitdruck zu stehen. Vielleicht kann ich deshalb unnötige Rederei nicht leiden und halte meine Schüler zur äußersten Knappheit, Exaktheit und Klarheit in ihren Gedanken und Formulierungen an…"

Wir sitzen im Arbeitszimmer des 56jährigen im Verwaltungstrakt des Kardiologischen Zentrums am Rande der Stadt. Links neben seinem Schreibtisch ein Bild: eine mittelrussische Landschaft, Birken und ein kleiner Fluß. „Ich liebe die Malerei, habe einige Bilder und viele Freunde in unserem Künstlerverband. Ein Gemälde beruhigt – gerade die Landschaftsmalerei und die russischen Stilleben. Ich liebe Rußland, die russischen Landschaften und ihre unberührte Natur. Wenn ich abgespannt bin, schaue ich mir das Bild mit den Birken einige Minuten lang an…"

Ich versuche, meine Fragen möglichst kurz zu formulieren. Professor Tschasow ist ja nicht nur der Direktor dieser „Perle in der Krone der sowjetischen Medizin" hier draußen, wie die US-Zeitschrift „Time" das Zentrum nannte, sondern auch Akademiemitglied, stellvertretender Gesundheitsminister der UdSSR (seit 1967), Abgeordneter des Obersten Sowjets (seit 1974) und Mitglied des ZK der KPdSU (seit 1982). Woher nimmt ein derart beschäftigter Mann seine Zeit?

„Aus einer strengen Tageseinteilung", sagt er. „Ich stehe morgens um sechs Uhr auf und bin um acht bei der Arbeit. Hier schaue ich bis gegen neun die wichtigsten Papiere durch. Von neun bis elf bin ich dann bei den Kranken auf der Station – ein Prinzip, von dem ich mich möglichst durch keine anderen Verpflichtungen abhalten lasse. Die Zeit zwischen elf und ungefähr zwei ist der wissenschaftlichen Arbeit gewidmet. Von drei an habe ich in der Regel Beratungen und Besprechungen – beispielsweise im Ministerium, in der Akademie der Wissenschaften. Das dauert bis fünf. Von fünf ab schaue ich die Literatur und Post durch, bis gegen sieben. Dann fahre ich nach Hause. Abends gehören dann dreißig bis vierzig Minuten der frischen Luft: entweder fahre ich Rad oder laufe Ski. Nach der Nachrichtensendung ‚Wremja', die ich mir immer ansehe, setze ich mich an den Schreibtisch, um noch zwei bis drei Seiten zu schreiben – mein Tagespensum, das ich möglichst einhalte. Um zwöf Uhr gehe ich schlafen."

Und Zeit für Hobbys, die Erholung? „Die einzige Erholung, die ich akzeptiere und für die ich mich immer wieder frei mache, das sind drei- bis viertägige Fahrten mit Freunden in den Nordkaukasus. Wer einmal Bekanntschaft mit den Bergen gemacht, wer die Bergbewohner ins Herz geschlossen hat, der kommt davon nicht mehr los. Denn in den Bergen kommen offene, ehrliche, arbeitsame und stolze Leute zur Welt. Um die Größe der Natur und die Nichtigkeit unserer irdischen Zwistigkeiten und Sorgen zu begreifen, muß man wenigstens einmal in drei-, viertausend Meter Höhe übernachtet haben, wenn neben einem die Berggipfel im Mondschein glitzern und man die Sterne mit den Händen zu greifen meint… Die Berge, scheint mir, stärken das Selbstbewußtsein des Menschen und geben ihm Kraft."

Seine Laufbahn als Arzt begann in Kiew, wo er studiert hat. Doch gleich nach dem Studium hatte er das Glück – wie er das selbst sieht –, am berühmten 1. Moskauer Medizinischen Institut als Assistenzarzt an der Inneren Klinik unterzukommen. 1958, nachdem er seine Dissertation verteidigt hatte, ging Dr. Tschasow dann als wissenschaftlicher Assistent ans Kardiologische Akademie-Institut, wurde Oberassistent und mit 30 Jahren schon stellvertretender Institutsdirektor.

Bei seinen ersten Schritten in die Wissenschaft wurden ihm keine Rosen auf den Weg gestreut (und selbst heute, wo er in den Fach- und gesellschaftlichen Kreisen bekannt ist, wäre das nicht anders). Er gehörte zu jenen jungen Ärzten und Forschern, die sich damals einer völlig neuen Methode bei der Behandlung von Herzinfarkten zuwandten. „Wie jedem jungen ‚Draufgänger' schien mir damals", erzählt er, „daß es für mich keine unlösbaren Probleme gibt – man muß nur eine klare Vorstellung von dem haben, was man will, und genau analysieren, was andere vor einem schon gemacht haben. Man muß sich, ohne Rücksicht auf den Feierabend, in die Arbeit stürzen, Geduld haben und etwas Glück…" Doch dann war ein Augenblick erreicht, wo es um Sein oder Nichtsein der neuen wissenschaftlichen Richtung ging. „Unser Präparat", erzählt er, „war damals schon bis ins Detail erforscht worden. Und wir alle waren davon überzeugt, daß es ungefährlich ist. Ich verstand aber, daß der gewöhnliche Untersuchungsweg vier, sechs Monate in Anspruch genommen hätte. Das war zuviel Zeit – für die Skeptiker, die sich gegen uns zu formieren begannen, und vor allem für die vielen Kranken, für die es um Leben und Tod ging. Warten konnte ich also nicht mehr. So blieb mir einfach nichts anderes übrig, als es im Selbstversuch zu testen! Gewiß, ein Risiko, Blutungen waren nicht auszuschließen, wenn die Dosierung nicht stimmen sollte. Allerdings war das sehr unwahrscheinlich."

Später, sagt er, hätten Journalisten daraus eine Heldengeschichte gemacht…

„Nichts beunruhigt mich mehr als Gleichgültigkeit."

„Weil ich gerade von Skeptikern und Gegnern sprach – wissen Sie, was mich am meisten beunruhigt? – Die Gleichgültigkeit unter unseren Zeitgenossen. Jene, die eine Situation ausgezeichnet erfaßt haben, die Wahrheit kennen, aber sich aus allem heraushalten, möglichst weit

Wider die letzte der Epidemien

weg von dem, der in einer schwierigen Lage ist. Jemand hat diese Menschen sehr genau charakterisiert: ‚Sie sind keine Mörder und Verräter, doch dank ihres schweigenden Einverständnisses gibt es auf der Erde Verrat und Mord.'"

Vor der Möglichkeit, sich „rauszuhalten", standen Sie im Sommer 1980, nachdem Ihnen Professor Bernard Lown aus den USA einen Brief geschickt hatte?

„Ja. Mit dem amerikanischen Herzspezialisten verband mich schon seit einem Jahrzehnt eine feste Freundschaft. Wir forschten gemeinsam auf dem Gebiet des plötzlichen Todes. Das ist ein Phänomen, an dem in den USA zum Beispiel jährlich rund 400 000 Menschen zugrunde gehen. Von ihnen waren über ein Drittel kurz vorher ärztlich untersucht worden, und es hatten sich keinerlei Vorboten des drohenden Todes gezeigt. – Lown schrieb mir: Weißt Du, die Situation in der Welt spitzt sich immer mehr zu, alle bei uns aber schweigen dazu. Man sagt: Ja, ja es wird einen Krieg geben – doch das wird ein ganz gewöhnlicher Krieg sein, nur eben mit mehr Toten als zuvor. Und ein solcher Krieg müßte auch gewinnbar sein, wenn man es nur richtig anstellt. Lown schrieb dann: Wir als Ärzte dürfen zu einer solchen Position nicht schweigen, wenn wir nicht in die Rolle der Gleichgültigen schlüpfen wollen. Mit jedem Tag wächst das Kernwaffenarsenal in der Welt an. – In meiner Antwort habe ich gefragt: Lown, warum hast Du Dich mit dem Vorschlag gerade an mich gewandt? Mein Problem war die große Beanspruchung, der ich ausgesetzt war, als Leiter des Kardiologischen Zentrums, meine schon vielen staatlichen und gesellschaftlichen Verpflichtungen, dazu nun wieder eine neue... Dann kam Lown selbst nach Moskau, das mag im August gewesen sein. Er argumentierte: Die Sache müßte ein bekannter Arzt beginnen, einer, den man überall kennt. Ich habe ihm gesagt – das ist so eine Redensart von mir, wenn ich eine Entscheidung überschlafen will –, Lown, das muß ich erst mit meiner Tochter beraten. Am nächsten Morgen ließ mich Lown gar nicht erst zu Wort kommen (ich hatte mich entschieden zuzustimmen) und sagte gleich: Tschasow, ich habe gehört, du bist gerade Großvater geworden. Da gibt's nichts mehr mit deiner Tochter zu beraten – es geht um die Zukunft deines Enkels! – Und so haben wir uns dann geeinigt, uns in größerem Kreis auf ‚neutralem Boden' zu treffen..."

Das Treffen fand im Dezember 1980 in einem Genfer Hotel statt. Lown hatte zwei Kollegen aus der amerikanischen Friedensbewegung mitgebracht, Tschasow zwei sowjetische Spezialisten: die Akademiemitglieder Kusin und Iljin.

Professor Tschasow: „Zwei Tage lang wurde über alles diskutiert, es gab keinerlei Tabus. Wir kamen schließlich zu dem Schluß, alles beiseite zu lassen, was uns Menschen verschiedener Weltanschauungen, Ideologien, Ansichten trennt und anzufangen mit dem wichtigsten der Menschenrechte: dem Recht zu leben. Wir müssen dabei als Ärzte in der Weise auf die Menschen Einfluß nehmen, wie wir das mit unseren Patienten auch tun: über ihr Denkvermögen, ihren gesunden Menschenverstand. Die meisten Leute hatten nämlich keine Vorstellung davon, was ein moderner Kernwaffenkrieg überhaupt bedeutet. Und deshalb stellten wir uns die Aufgabe – und die war äußerst schwierig, weil es darin keinerlei Erfahrungen gab –, auf wissenschaftliche Weise alle Daten eines Kernwaffenkrieges aufzubereiten und der Weltöffentlichkeit zugänglich zu machen. Zu klären, was geschieht, wenn etwa eine Atombombe von einer Megatonne explodiert, von zehn, von fünfundzwanzig..., wenn sie über Europa gezündet wird oder in Amerika. Ob ein beschränkter Kernwaffenkrieg möglich sei..." – Die Ergebnisse sind heute in aller Welt bekannt. Sie wurden von einer Expertengruppe der Weltgesundheitsorganisation bestätigt und von der päpstlichen Akademie in Rom. Olof Palme hat sie im Bericht der unabhängigen Kommission für Abrüstung und Sicherheit verwandt, dessen Vorsitzender er war.

„Was übrigens die Kommission angeht", sagt Professor Tschasow, „so hatte mich zu einer Sitzung, die in Moskau stattfand und an der der ehemalige US-Staatssekretär Vance teilnahm, Akademiemitglied Arbatow eingeladen, der zur Kommission gehörte und mit dem ich befreundet bin. Ich brachte unsere Diagramme und Berechnungen mit und sprach vielleicht dreißig Minuten. Danach herrschte für einen Augenblick absolute Stille. Dann stand plötzlich Vance auf und sagte: Verehrter Professor, wo haben Sie denn all die Fakten her? Ich sagte: Das sind alles Berechnungen, wissenschaftliche Berechnungen. Und er: Ich wundere mich, bisher noch nie solche Angaben zu Gesicht bekommen zu haben. – Das war aber ein Staatsmann, der die Politik der Vereinigten Staaten mitbestimmte..."

Im März 1981 fand in Airlie bei Washington die erste Konferenz der Bewegung „Ärzte der Welt für die Verhinderung eines Atomkrieges" statt, der sogleich zum Kongreß wurde, weil Vertreter aus elf Ländern dem ersten Aufruf gefolgt waren. Wir ‚Gründer' waren darüber selbst erstaunt. Daß der Bewegung nur fünf Jahre später, im Jahre 1985, knapp 150 000 Mitglieder aus über 50 Ländern angehören würden, hätten wir damals nicht für möglich gehalten. Und die Verleihung des Friedensnobelpreises wird sicherlich einen neuen Aufschwung geben."

Auch eine nationale Organisation der DDR-Ärzte, geleitet von Professor Moritz Mebel, gehört der Vereinigung an. „Die Stimme der Ärzte aus der DDR", sagt Professor Tschasow, „ist von besonderem Gewicht. Die Delegationen arbeiten immer sehr aktiv auf unseren Kongressen. Daß sie derart hervortreten, meine ich, ist ein wichtiger Faktor in der allgemeinen Situation. Ich entsinne mich noch der Skepsis seitens westlicher Kollegen bei den ersten Auftritten und freue mich deshalb besonders über die ungeteilte, geradezu gespannte Aufmerksamkeit jetzt, die inzwischen jeder Beitrag aus der DDR findet. Die Ärzte verbreiten auf diese Weise auch die Wahrheit über das, was die Menschen in ihrem Land wirklich über Krieg und Frieden denken..."

Was geschieht mit dem Geld des Nobelpreises?

„Es wird für die Zwecke unserer Bewegung verwandt. Ich möchte übrigens betonen, daß die Verleihung meiner Meinung nach nicht nur für uns Ärzte von Bedeutung ist. Sie ist wichtig für alle Leute, die sich gegen Kernwaffen engagieren. Ich denke, daß damit der gesamten Anti-Atomkriegs-Bewegung ein kräftiger Impuls verliehen wird. Wider die ‚letzte der Epidemien', wie wir Ärzte auf Grund unseres Wissens einen Kernwaffenkrieg bezeichnen, nach dem es für uns und keinen Menschen mehr etwas zu tun gäbe..."

Auf dem internationalen Kongreß der „Ärzte der Welt für die Verhinderung eines Atomkrieges" in Cambridge.

Zusatzfotos: ADN/ZB

Ein Beitrag von Dr. J. Bokserman, Staatspreisträger der UdSSR

Der Zug im Rohr

Die Idee ist über hundert Jahre alt, doch ihre neue Anwendung weist in die Zukunft bis zum nächsten Jahrtausend: sich der Energie von Druckluft zu bedienen, um lebenswichtige Güter mit Containern in Rohrleitungen (Foto) über große Entfernungen zu transportieren.

Rohstoffe, Halbfabrikate, Schüttgut, der Müll der Großstädte gelangen billiger und ohne Verluste an ihre Bestimmungsorte. Patente für Rohrleitungen, konstruiert von sowjetischen Wissenschaftlern und Technikern, wurden in den USA und Japan erworben.

Noch vor gut fünfzig Jahren hätte man die Vorstellung, daß in relativ naher Zukunft Erdöl und Erdgas durch Ländergrenzen überschreitende Rohre transportiert werden würde, für Phantasterei gehalten. Heute jedoch ist das eine Realität, die niemanden mehr verwundert. Die Gesamtlänge der magistralen Gasleitungen in der Sowjetunion übertrifft 160 000 Kilometer, das ist etwa das Vierfache des Äquatorumfanges. In knapp zwei Jahren wurde die Magistrale des Jahrhunderts errichtet: die Gasleitung Urengoi – Pomary – Ushgorod, durch die das Gas aus Westsibirien in die Länder der sozialistischen Gemeinschaft, nach Österreich, in die BRD sowie Westberlin, nach Frankreich und Italien gelangt.

Rohrleitungs-Transportmagistralen nehmen also gegenwärtig schon einen wichtigen Platz ein. In ihrem hochentwickelten Netz werden riesige Mengen nicht nur von Erdöl und Erdgas, sondern auch Kohle, Baumaterialien, chemische Produkte, Rohstoffe und Halbfabrikate sicher und billig in ihre Bestimmungsorte transportiert.

Wetterfester Transport ohne Halt

Die Reserven für eine Erhöhung der Effektivität der Rohrleitungen sind bei weitem nicht erschöpft, der technische Fortschritt in diesem Transportzweig geht weiter. So kamen vor relativ kurzer Zeit Ideen auf, wie man den Anwendungsbereich der Rohrleitungen erweitern könnte.

Materialien mit Hilfe von Druckluftströmen durch Rohre zu transportieren, das wird in verschiedenen Zweigen der Volkswirtschaft angewendet. Der Pneumotransport wird beispielsweise auch bei der Be- und Entladung von Getreide, Mehl, Zement und anderen Schüttgutarten genutzt. In den Anlagen, die für solche Zwecke eingesetzt werden, bewegen sich die transportierten Materialien in einem Druckluftstrahl.

Die erste Rohrpostanlage – eine Transporteinrichtung in Rohren mit Hilfe von Überdruck, bei der relativ kleine Kapseln mit Dokumenten, Büchern, Zeitungen und Briefen durch Druckluft bewegt werden – wurde 1853 in England eröffnet. Die alte Idee der Rohrpost gewann durch die Pionierarbeit eines Kollektivs von sowjetischen Wissenschaftlern und Ingenieuren neues Leben. Sie schlugen als erste vor, die Energie von Druckluft in Rohrleitungen für die Bewegung sehr großer Behälter mit einigen Tonnen Masse anzuwenden. Derartige Magistralen könnten unter der Erde, auf ihr (auf Hochbahnen) und auf dem Grund von Seen und Flüssen verlegt werden. Bekanntlich wird heute eine riesige Menge von Schüttgut aus Tagebauen durch Automobil- und Eisenbahntransport an ihren Bestimmungsort gebracht. Allein an den vielfältigen Baumaterialien transportieren die Fahrzeuge jährlich anderthalb Milliarden Tonnen. Für diese Zwecke wird die Arbeit von Hunderttausenden Menschen gebraucht, der Kraftstoffverbrauch ist hoch. In den Großstädten wachsen die Müllberge. Allein aus Moskau werden jährlich sieben Millionen Kubikmeter Abfälle wegtransportiert. Die heutigen Methoden der Müllbeseitigung aus den Städten entsprechen nicht immer den hohen hygienischen Anforderungen zum Schutz der Bevölkerung und der Umwelt. Diese und viele andere Probleme können durch die Vorzüge des Pneumocontainertransports effektiv gelöst werden.

Man stelle sich vor, daß durch Rohre großen Durchmessers, zwischen 1020 mm und 1220 mm, Container-Züge mit Sand, Schotter, Erz, Halbfabrikaten und anderen Produkten mit einer Geschwindigkeit von 40 bis 50 km/h fahren, infolge eines Luftdruckgefälles von 0,15–0,45 Kp/cm² im Rohr. Die Geschwindigkeit scheint nicht hoch, doch darf man nicht vergessen, daß der Transport ohne Halt und Umladungen zum Verbraucher gelangt und wetterunabhängig ist. Folglich wird die Fracht den Verbraucher schnell erreichen, und, was die Hauptsache ist, ohne daß Umladeverluste festgestellt werden müssen.

Alle Operationen, die des Transportes, der Be- und Entladung, werden automatisch ausgeführt. Die Kontrolle des Systems erfolgt über ein zentrales Dispatcherpult. Auf dessen Blindschattenbild werden die Informationen über die Bewegung der Züge, über die Arbeit der Be-, Entlade- und Gebläsestationen abgebildet und mögliche Störungen im Arbeitsverlauf der Baugruppen und Elemente des Systems signalisiert.

Lizenzen in führende Industrieländer

Das erste industrielle Rohrleitungs-Container-Transportsystem wurde 1971 in Georgien gebaut und erhielt die Bezeichnung „Lilo-1". Dieses System, errichtet nach einem Projekt vom Konstruktionsbüro „Transprogress", ist für den Transport von Schotter über eine Entfernung von 2,2 km bestimmt. In dem Rohr bewegt sich ein Zug mit einer Gesamtladung von 25 Tonnen, mit einer Geschwindigkeit von 45 km/h. Das gesamte System ist völlig automatisiert und wird von einem einzigen Mann gesteuert. In Georgien wurde auch ein zweites analoges System, „Lilo-2", das größte der Welt, gebaut. Seine Länge – etwa 40 km, Rohrdurchmesser – 1220 mm, Produktivität – 2 Millionen Tonnen pro Jahr. Im Vergleich zum Automobiltransport betragen die Selbstkosten des Transports der Fracht durch die Rohrleitung die Hälfte, die Unterhaltungskosten betragen ein Drittel. Für die Betreuung des Rohrleitungssystems werden etwa 60 Arbeitskräfte benötigt, ein Automobiltransportsystem mit derselben Produktivität braucht 1380.

Der Bedarf an pneumatisch betriebenen Containersystemen in der UdSSR ist groß, außerordentlich groß. Heute ist ihr Bau in vielen Projekten von Werken und Territorialen Produktionskomplexen vorgesehen. Die Unionsindustrievereinigung „Sojustransprogress" hat in der Stadt Gorki ein pneumatisches Containersystem in Betrieb genommen, das Sand vom Ufer der Wolga in ein Werk für Stahlbetonerzeugnisse transportiert. Nach einem Projekt vom Spezialkonstruktionsbüro „Transprogress" wurde im Tulaer Gebiet für den Transport von Schotter vom Tagebau „Berniki" zum Bitumenbetonwerk und zur Eisenbahnstation eine Rohrleitung von 2,4 km Länge installiert.

Produktivität dieses Systems – 300 000 Tonnen Fracht pro Jahr. Die Priorität bei der Entwicklung dieser neuen Transportart gehört der UdSSR. Erfindungen der sowjetischen Wissenschaftler und Fachleute sind in den USA, England, Japan, der BRD, Kanada, Italien und anderen Ländern patentiert. Auch Firmen Japans kauften die Lizenz der Projekte des Spezial-

konstruktonsbüros „Transprogress“ und bauten nach ihnen die ersten pneumatischen Containersysteme. Projektiert wurden auch Systeme für den Transport von Stadtmüll in Tokio, für den Transport von Schüttgut, wie Zement, Schotter und anderes.

Fließende Kohle zum Verbraucher

In der ganzen Welt arbeitet man zur Zeit intensiv an der Schaffung effektiver Verfahren für den Transport von Steinkohle. Diese Aufgabe ist auch für die Sowjetunion außerordentlich aktuell. Wie bekannt, liegen die hauptsächlichen Vorkommen im Osten des Landes, der Hauptteil davon wird jedoch in den Industriezentren des Ural, des Wolgagebiets und des zentralen Teils benötigt. Die sibirischen Eisenbahnmagistralen arbeiten bereits jetzt an der Grenze ihrer Möglichkeiten, doch wird sich in dem nächsten Jahrzehnt der Kohlestrom aus den östlichen Regionen in die westlichen noch verstärken. Die Kohlerohrleitungen haben eine hohe Durchlaßfähigkeit und kommen mit wenig Bedienungspersonal aus. Derartige Magistralen verschmutzen nicht die Umwelt. An den Abbauorten wird die Kohle bis zu einer Teilchengröße von höchstens 2,5 mm Durchmesser zu Staubkohle zermahlen, anschließend im annähernd gleichen Verhältnis mit Wasser und sehr wenig chemischen Zusätzen zur Verminderung des Rohrabriebs vermischt und mit Hilfe von Pumpen durch die Rohrleitungen gepreßt.

Eine solche Kohlerohrleitung arbeitet seit 1970 im Staat Arizona (USA). Sie besteht aus einem Rohr mit 457 mm Durchmesser, ihre Länge beträgt 439 km. Pro Jahr fließen durch die Rohre fünf Millionen Tonnen Brennstoff. Das von der Kohle getrennte Wasser wird in demselben Kraftwerk wiederverwendet. Die Rohrleitung arbeitet zuverlässig, bei einem Druck bis 100 Kp/cm^2 und erreichte in den 15 Jahren Betrieb eine Verfügbarkeit von 99,6 Prozent. Die Rohre unterliegen fast keinem Verschleiß (Rohrabrieb – 0,05 mm pro Jahr). Der Bau dieser Magistrale war dreimal billiger als die sonst notwendig gewesene Errichtung einer Eisenbahnlinie durch stark unebenes Gelände. Ganze 56 Arbeitskräfte stellen ihr Bedienungspersonal dar.

Heute werden in verschiedenen Ländern nicht nur Kohle, sondern auch Konzentrate von Eisen- und einigen anderen Erzen in Rohrleitungen transportiert. So baute Australien ein Röhrensystem für den Transport von Eisenerzkonzentrat: Gesamtlänge der Rohre – 70 km, Durchlaßfähigkeit – 5 Mil-

Der Zug im Rohr

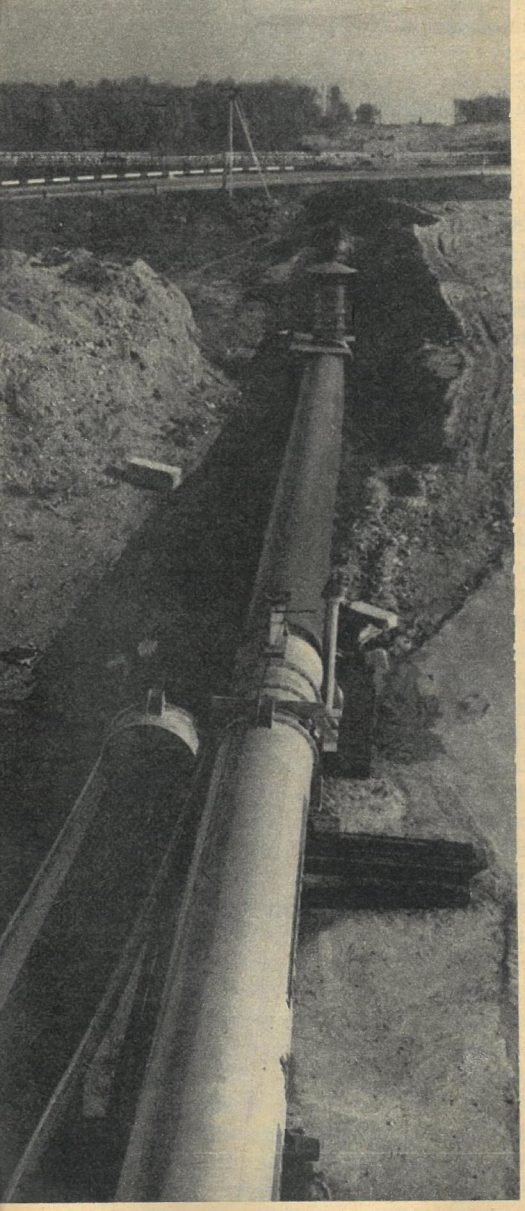
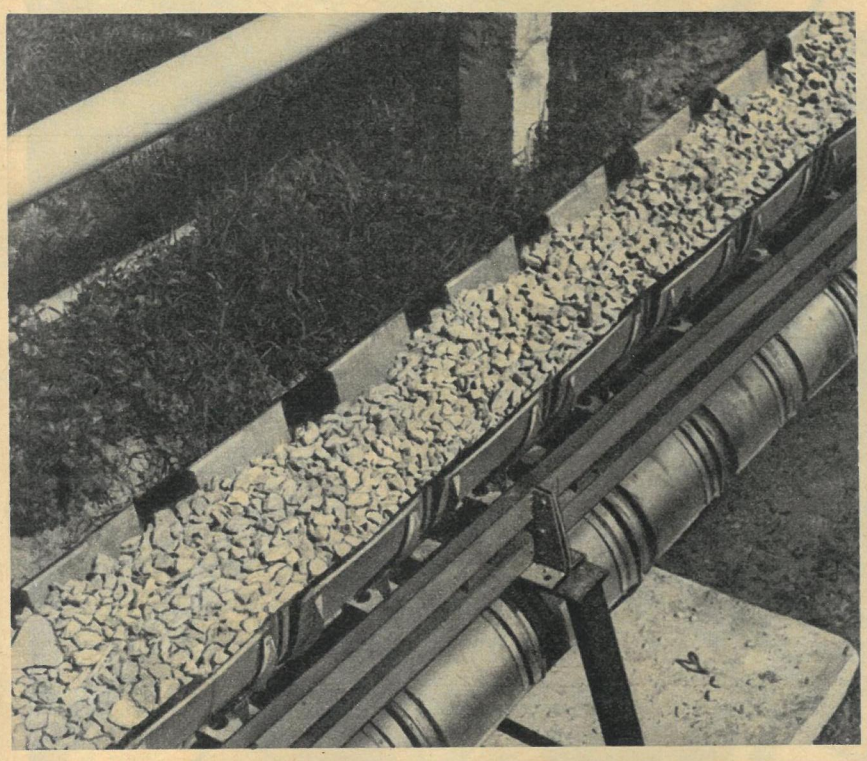


Foto oben: Mit der Energie von Druckluft räumt in Leningrad diese Anlage Millionen von Kubikmetern Müll weg. Foto links: Der Abschnitt einer Rohrleitung, der mit einer Weiche ausgestattet ist. Foto unten: Der Transport von Schotter in einem geschlossenen Containersystem.



lionen Tonnen pro Jahr. In Brasilien wurde 1977 eine Rohrleitung über 400 km lang und mit einer Jahresproduktivität bis zu 12 Millionen Tonnen in Betrieb genommen.

In der Sowjetunion sammelte man ebenfalls Erfahrungen beim Bau und Einsatz derartiger Rohrleitungen. Im Kusbass wird Kohle durch Rohre zum Belowsker Kraftwerk und zum Westsibirischen Metallurgischen Kombinat geleitet. Eine weitere Rohrleitung für Kohletransporte arbeitet im Norilsker Bergbaukombinat.

Eine Versuchsleitung von 250 km Länge für den Kohletransport aus dem Kusbass nach Nowosibirsk ist im Bau. Sie hat einen Durchmesser von 426 mm und arbeitet mit einem Betriebsdruck von 100 Kp/cm². Diese Versuchsanlage bietet grundlegend neue technologische Lösungen. Auf der Grundlage ihrer Erfahrungen wird später zum Bau größerer Kohletransportanlagen in den Ural und in den europäischen Landesteil übergegangen werden. Berechnungen der Transporteffektivität bei 60 bis 70 Millionen Tonnen Kusnezker Kohle pro Jahr in den europäischen Landesteil sagen aus, daß man für solch eine Rohrleitungsmagistrale 1,5mal weniger Investitionskosten benötigen würde als für den Bau einer neuen Eisenbahnlinie. Dazu kommt die starke Verringerung der Zahl der Arbeitskräfte. Eine Eisenbahnlinie für den Transport dieser Brennstoffmenge würde das Zwölffache an Personal benötigen.

Rohrleitungen sind natürlich nicht nur für den Kohletransport effektiv. Schon existieren Projekte in der UdSSR für den Transport von Eisenerzkonzentrat aus den Abbaugebieten in die Verarbeitungskombinate.

Rohrleitungen – noch gestern Gebilde kühner Phantasien, heute schon beeindruckende Realität unserer Tage – haben auch morgen nicht nur Bestand, sondern große Perspektiven.

Aus „Nauka i Shisn", gekürzt.

Fotos: „Nauka i Shisn". Montage: Peter Matzke.

Weicher, stäubender Schnee bedeckt die Auenwälder des Naturschutzparks Beresinski in der Belorussischen SSR. Die Beresina, ihre Nebenarme und Altwässer sind zugefroren, Eis bildet Brücken über die sonst unwegsamen Sümpfe. Winter – für Heger und Wissenschaftler keine Zeit, hinter dem Ofen zu sitzen. Mit dem Geländewagen und auf Skiern suchen sie jeden Winkel des Geländes auf. Im Schnee zeichnen sich die Spuren von Hirsch und Elch, Wildschwein und Wisent ab, jedes Stück hinterläßt seine Visitenkarte, kann registriert, nach Alter und Gesundheitszustand eingeschätzt werden.

Bei strengem Frost und hoher Schneedecke wird Zufütterung für viele Tiere lebenswichtig. Männer wie der langjährige Revierheger Pawel Stelmach sind dann auf ihren Gespannen unterwegs, um die meist weit entlegenen Futterstellen mit dem im Sommer eingebrachten Wildheu, mit Getreide, Kartoffeln und Maiskolben zu beschicken.

Fotos: J. Kosula/TASS

Menü für Ur und Isegrim

Gierig wittern Wölfe nach den ausgelegten Schlachtabfällen, doch da waltet Menschenlist... Der Köder dient dazu, sie aus dem jagdfreien Schutzgebiet (Direktor Tschitschikin: „Es scheint, als wüßten sie die Grenzen ganz genau!“) in die Umgebung zu locken, wo mancher den lauernden Jägern seinen Pelz überlassen muß. Im Revier können nicht mehr als einige Dutzend geduldet werden, der Bestand ist jedoch zu sehr angewachsen.

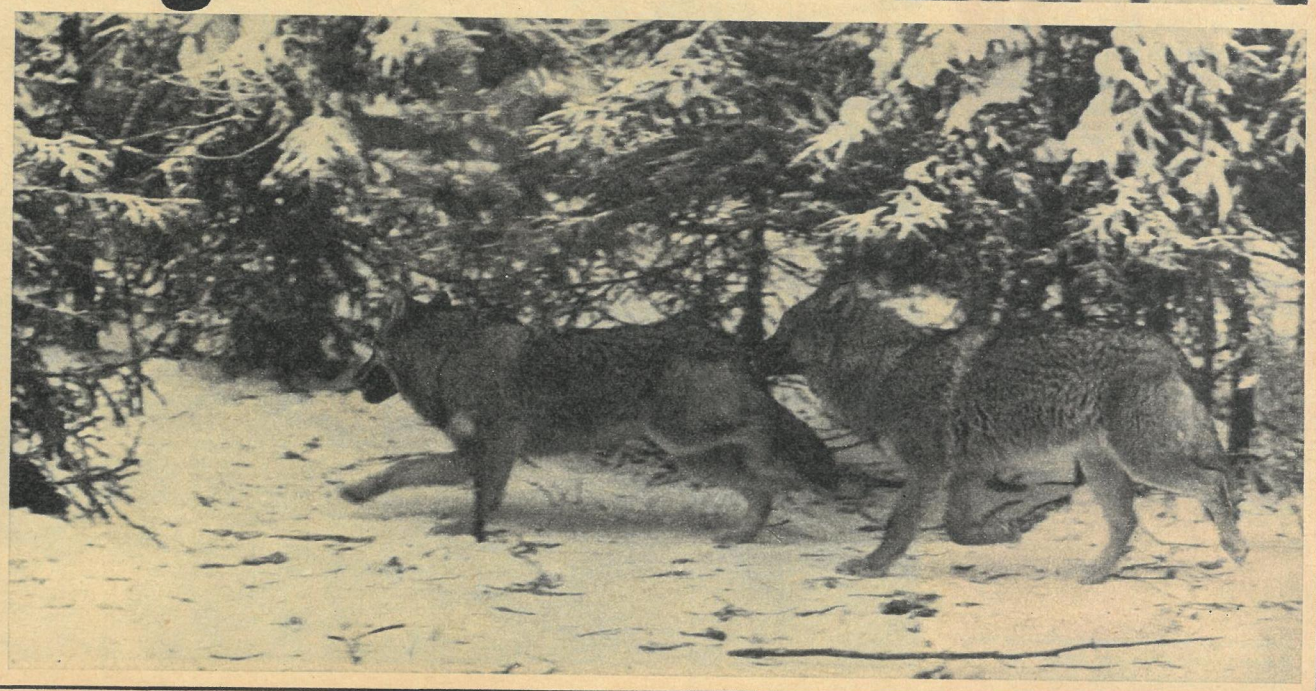
Reguliert werden muß auch die Kopfzahl der mächtigen Wisente, zu große Herden richten Waldschäden an. Deshalb siedelt man Paare besonders ausgewählter Jungtiere zu neuen Wohnrevieren um, überzählige Stiere erhalten Quartier in Zoologischen Gärten. Unterdessen ist der Ur, das in letzter Stunde vor dem Aussterben bewahrte Wildrind Eurasiens, wieder an zwanzig verschiedenen Stellen der heutigen Sowjetunion heimisch, außer in Belorußland auch an der Oka, in den Karpaten, in Litauen und im Vorland des Kaukasus.

Mehr als 76 000 Hektar beträgt die Fläche des Beresinsker Naturschutzgebietes in der weiteren Umgebung von Minsk (auf dem Territorium der UdSSR bestehen zur Zeit über 150 Reservate mit insgesamt 12,5 Millionen Hektar). An der Beresina sind drei Viertel des Reviers bewaldet, Kiefer, Fichte und Birke kommen am häufigsten vor. Die Eichen-, Eschen- und Schwarzerlenwälder entlang der Wasserläufe gehören zu den größten Beständen in Europa. Von der UNESCO wurde diese unberührte Landschaft als erstes Biosphären-Schutzgebiet der Sowjetunion anerkannt – eine der „Kontrollzonen“, in denen Wissenschaftler weltweit die Gesundheit der natürlich entstandenen ökologischen Systeme überwachen.

Die Geschichte des Reservats begann im Jahre 1924, als man hier überraschenderweise einige der letzten Biber Rußlands entdeckte. Das Gebiet wurde sofort unter Schutz gestellt, heute gibt es mehr als 500 dieser wertvollen Nagetiere, die dazu übergegangen sind, auch umliegende Gewässer zu besiedeln.

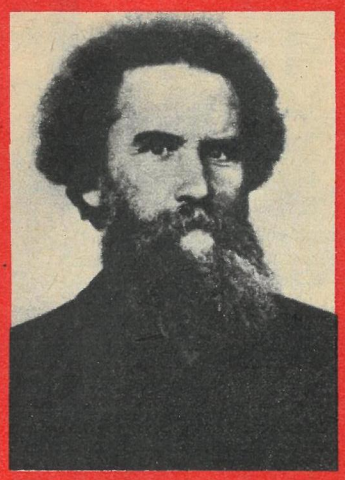
Wahrzeichen des Beresinsker Reviers ist der inzwischen höchst selten gewordene Auerhahn. Die Naturschützer experimentieren mit kleinen „Farmen“, wo in Holzhäuschen mit Außengehege jeweils ein Hahn und eine Henne gehalten werden. Befruchtete Eier kommen in den Brutapparat, und die geschlüpften Kücken wachsen unter menschlicher Obhut auf, bis sie ihre eigenen Wege suchen in der freien Natur, damit – wie Direktor Tschitschikin sagt – das Liebeslied des gefiederten Ritters auch an der Beresina nicht verstummt.

Alexej Makejew



FREIE WELT

Aufzeichnungen, Reportagen, Gerichtsprotokolle verspricht der Band „Das Haus Nr. 13". Es ist der erste Teil von Wladimir Galaktionowitsch Korolenkos Publizistik, den der Gustav Kiepenheuer Verlag in diesem Jahr vorgelegt hat.
Wen das Reiseglück in die Ukraine, genauer nach Poltawa, führt, sollte das Buch zuvor gelesen haben. Wer „das alte Rußland" zuvor mit einem vergoldeten Blick gesehen hat, wird sein Urteil revidieren müssen. Korolenko, Sohn eines Richters, 1853 in Shitomir geboren, bereits als Student verhaftet und nach Sibirien verbannt, kam erst 1900 nach Poltawa und lebte bis 1921 dort. Er beschrieb das Elend der Bauern, ging Hungerkatastrophen an Ort und Stelle nach, beschrieb einen Ju-



denp ogrom in Kischinjow und dessen Inszenierung... Es ist eine erregende Lektüre. Und erst danach wird man begreifen, wenn in seinem Wohnhaus erzählt wird, daß in der letzten Nacht vor seinem Tode die Kutscher des Ortes in langer Reihe warteten, ob sie eine Fahrt zum Arzt oder zum Priester für ihn, ihren Wohltäter und Verteidiger unternehmen könnten... Literarische Reisen, wenn man sie so nennen will, geben einen Eindruck von Land und Menschen, wie sie anders im modernen Massentourismus kaum zu haben sein dürften. Reisen sollte mehr bedeuten als sehen und gesehen werden: Fahren Sie den Dichtern nach!

Fotos: Lothar Willmann, Archiv (1)
Text u. Redaktion: Dieter Heimlich

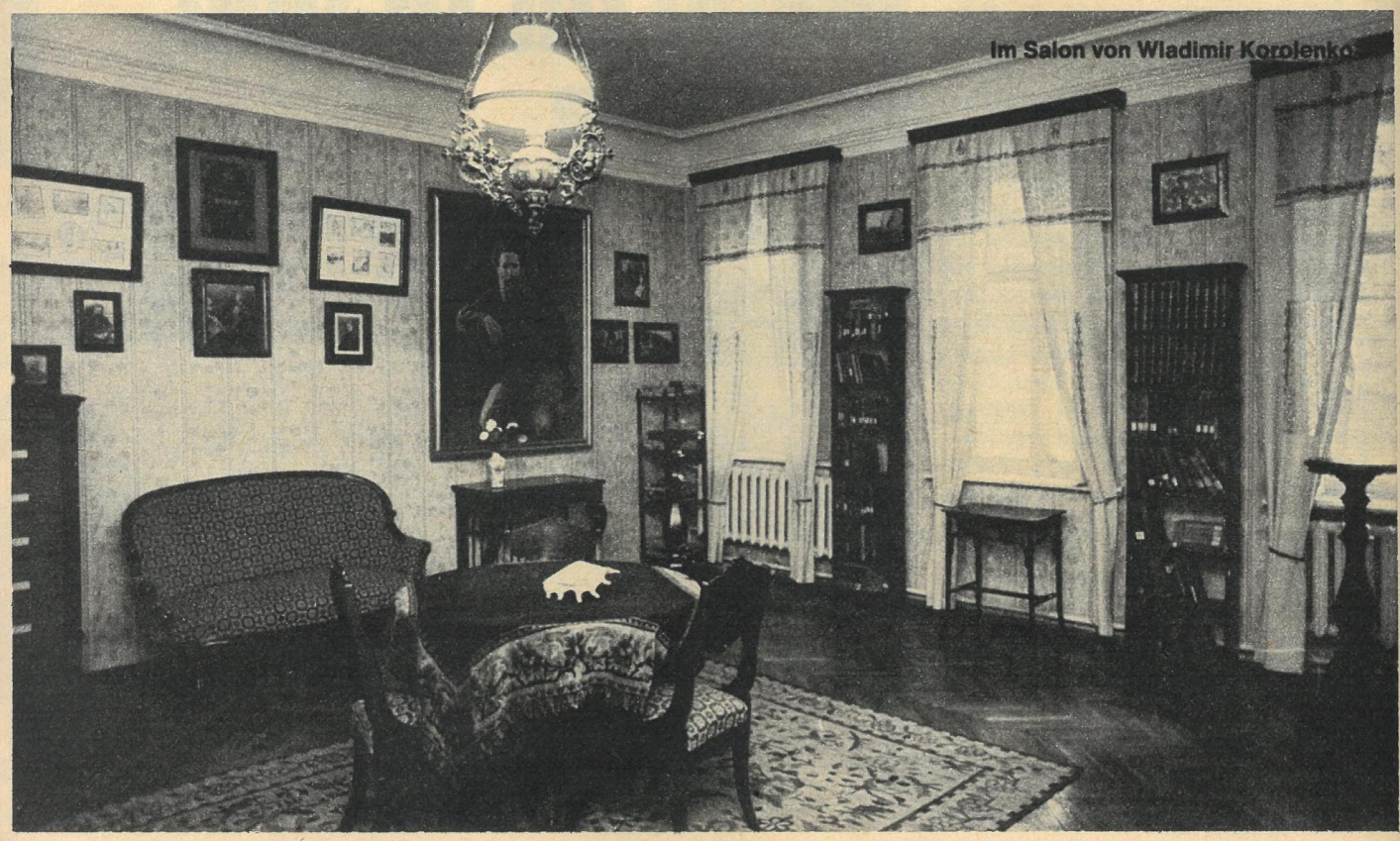
Die Kolonnade oberhalb der Stadt

Zu Gast in Poltawa

Die Stadt am Nebenfluß des Dnepr, der Worksla, werden die meisten Touristen wohl von Kiew aus erreichen. Siebeneinhalb Eisenbahnstunden legt man am besten in der Nacht zurück. Mit dem Auto wären es 337 Kilometer, aber – was sucht man schon in Poltawa?

Am 27. Juni 1709 schlug Peter I. hier die entscheidende Schlacht gegen die Schweden im Nordischen Krieg. Zahlreiche Denkmäler und das reich ausgestattete Schlachtenmuseum erzählen davon. Ferner stammen aus der Zeit, da hier eine Kosakensiedlung stand, das Kloster zur Kreuzeserhöhung und die Erlöserkirche, also aus dem frühen 18. Jahrhundert. Vor hundert Jahren war Poltawa für seine reichen Bauernmärkte bekannt. Auch heute ist die Stadt Zentrum der Landwirtschaftsgebiete rundum. Und der Besucher hat noch Muße, eine kleine Stadt in allen Einzelheiten zu betrachten.

Zwei Dichter haben Poltawa berühmt gemacht: Immerhin ist Iwan Petrowitsch Kotljarewski der erste Klassiker der neuen ukrainischen Literatur gewesen. Sein Haus ist noch heute so gut restauriert, daß man es gerne auf sich einwirken läßt. Inmitten eines gepflegten Bauerngartens mit Blumen und Obstbäumen erhebt sich ein behäbiger Lehmkaten, das Dach mit Brettern gedeckt. Der Mann, der 1769 in Poltawa geboren wurde, nach dem Studium am Poltawaer Seminar als Kanzlist und Hauslehrer hier tätig war, verließ seine Heimatstadt



Im Salon von Wladimir Korolenko

eigentlich nur, um am Russisch-Türkischen Krieg und am Feldzug gegen Napoleon teilzunehmen. Als er 1838 in diesem Haus starb, war er Theaterdirektor der Stadt gewesen, und sein Drama „Natalka-Poltawka“, eine bissige Satire auf die Besitzenden einerseits und zugleich eine liebevollderbe Schilderung von Typen des ukrainischen Volkes andererseits hatten ihn beliebt und seine Vaterstadt bekannt gemacht. In seinem Haus sind Manuskripte zu sehen, unter anderem Blätter seiner Travestie auf Vergils „Äneis“ – die „Eneida“.

In seinem Garten mußten wir Besucher unbedingt von den Herbstäpfeln probieren! Die Nachbarn betrachten sich noch immer als Vertraute des Dichters.

Der andere Dichter war kein gebürtiger Poltawaer, doch die Stadt hat ihn vereinnahmt als einen der ihren. Korolenkos „Geschichte meines Zeitgenossen“ erschien übrigens in zwei Bänden bereits 1919 in deutscher Sprache: mit einem sachkundigen Vorwort von keiner Geringeren als Rosa Luxemburg! Wenn mit gelegentlicher Bosheit von der Dichterstadt Weimar behauptet wird, sie lebe von ihren großen Toten, so trifft das auf Poltawa nicht zu. Trotz Schlachtenmuseum und der Pyramide an der Stelle, wo einst Peter I. rastete, trotz des Massengrabes für die 1345 gefallenen russischen Soldaten und Offiziere, trotz zweier Denkmäler für die gefallenen schwedischen Soldaten, von den Russen 1909 gestiftet und einem „Für die Schweden von den Schweden“, sowie einem Mahnmal für die Opfer des Großen Vaterländischen Krieges. (In der Stadt Poltawa und ihrer Umgebung kämpften mehr als 150 Partisanen-Einheiten gegen die Faschisten!) Und dennoch ist die Stadt kein historisches Museum, sondern eine Anlage von klassizistischem Grundmuster und einem Hauch von Idylle.

Die Unterbringungsmöglichkeiten für Touristen sind noch etwas begrenzt. Am besten ist man sicherlich im Motel von Intourist untergebracht. Die Küche verrät, daß eine reiche Landwirtschaft die Stadt umgibt und auch eines der größten Fleischkombinate der Republik sie beliefert. (Über die ukrainische Küche demnächst ausführlicher!)

Im Heimatmuseum, übrigens ein bemerkenswertes Zeugnis ukrainischer Architektur, war während unseres Besuches eine Ausstellung zu sehen, die Exponate von Kindern gestaltet: eine Blumenschau! Zugegeben – der japanischen Kunst des Ikebana wurde keine Konkurrenz geboten. Doch war alles, was Garten und Schwarzerdegebiet hergeben, zu phantasievollen Arrangements unter selbstgewählten Themen geordnet. Und diese Ausstellung belebte die große Sammlung von ukrainischer Volkskunst (Teppiche, Bauernmöbel, Textilien) und die Exponate aus der heimischen Tierwelt auf das freundlichste.

Vielleicht ist uns Poltawa auch deshalb so nahegekommen, weil Intourist eine begeisterte Gastgeberin zur Verfügung hat, die behende vom Ukrainischen ins Russische wechselt, und die ein Deutsch spricht, als sei sie eben aus Berlin gekommen: Vera S., von Busfahrern und Restaurantpersonal ebenso geliebt wie von den DDR-Touristen geschätzt. Sie liest den Gästen die Wünsche fast von den Augen ab und erfüllt selbst schwierige Wünsche, die das Reiseprogramm gar nicht anbot. Zum Beispiel half sie Fotografenstandpunkte suchen, obwohl ihre Zeit auch anderen Reisegruppen gehörte.

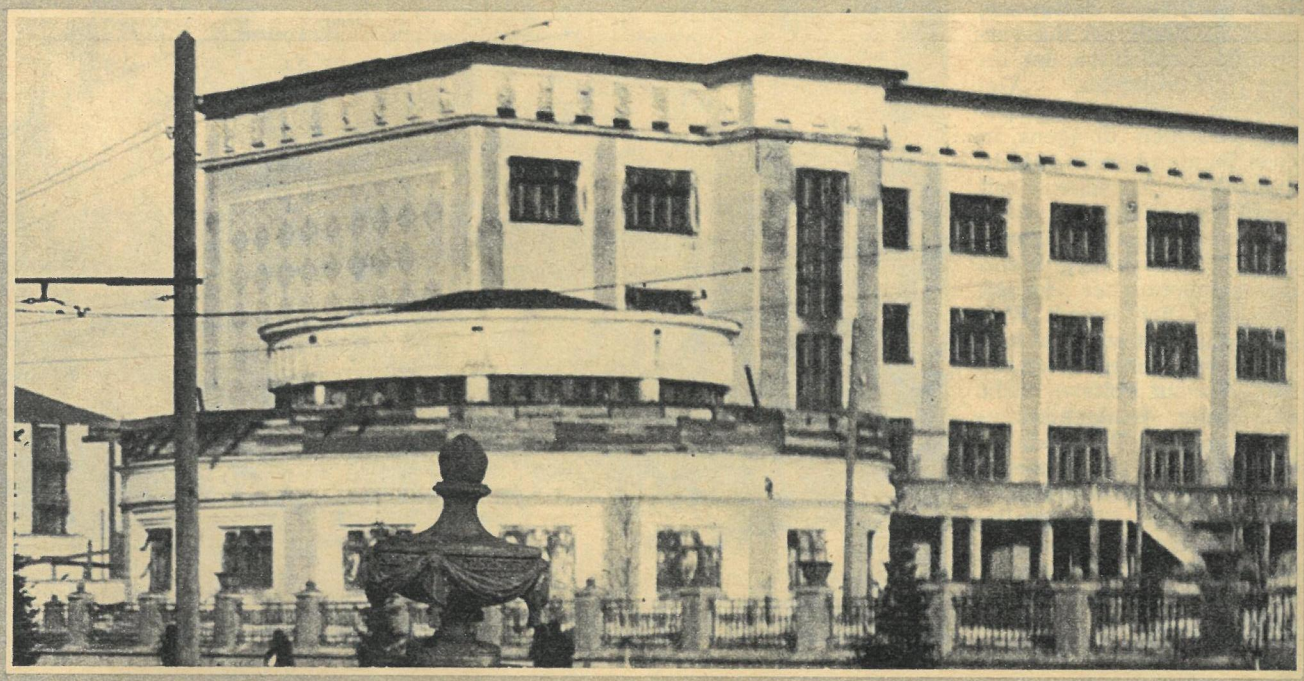
Poltawa gilt leider bisher nur als Durchgangsstation für all jene, die von Kiew nach Charkow wollen. (Daher auch die noch geringe Bettenkapazität!) Aber das Städtchen ist im Frühjahr, im Sommer und im Herbst ein Anziehungspunkt ganz eigener Art geworden. Und wenn Sie nach Poltawa kommen – fragen Sie nach Frau Vera. Richten Sie bitte aus: Herzliche Grüße an sie und an die Stadt an der Worksla!

Das Dichterhaus von Kotljarewski

Fontänen vor dem Stadion „Kolos“

Professor Dr. Gerhard Kosel, ehemals Staatssekretär im Ministerium für Aufbau, Präsident der Deutschen Bauakademie und Vorsitzender der „Ständigen Kommission Bauwesen" des RGW, ging 1932 in die Sowjetunion. Der deutsche Kommunist und Architekt arbeitete in leitenden Stellungen am Aufbau des Metallurgischen Kombinats in der westsibirischen Stadt Nowokusnezk mit. Nach dem faschistischen Überfall war Gerhard Kosel bei der Evakuierung von Industriebetrieben und bei ihrem Wiederaufbau im Osten des Landes eingesetzt. Nach dem Krieg übernahm er eine wichtige Aufgabe in einem Forschungskollektiv des Ministeriums für die Verteidigungsindustrie der UdSSR, bevor er 1954 wieder in die Heimat zurückkehrte. Für FREIE WELT erinnert sich Gerhard Kosel an Episoden aus seiner Zeit in der Sowjetunion.

Architekten im Konflikt



Ausdruck einer neuen Architektur in Nowokusnezk 1935: der „Klub der Metallurgen" von Umanski und Kosel.

Zug um Zug wurden nach der Inbetriebnahme der ersten Baustufe des Kusnezker Metallurgischen Kombinats weitere Blöcke des Kraftwerks, weitere Koksbatterien und ein zweiter Hochofen ans Netz geschaltet und der Bau aller Teilbetriebe des Kombinats beendet: des Stahlwerks, des Blockwalzwerks, der Schienenstraße, des Schamottewerks. Das Kusnezker Kombinat erreichte damit als erstes der neuen Hüttenbetriebe der Sowjetunion, vor seinem Schwesterwerk in Magnitogorsk, den Abschluß des kompletten technologischen Zyklus zur Produktion der so dringend gebrauchten Walzstahlerzeugnisse: von Eisenbahnschienen, Profilstählen und Stahlblechen.

Kältetest

Jetzt stand die Aufgabe, vom Probebetrieb, von der Inbetriebnahme einzelner Abschnitte des Produktionszyklus zum laufenden Betrieb der Gesamtanlage überzugehen. Solange warmes Wetter herrschte oder die Temperaturen die Grenzen von minus 10 oder sogar minus 20 Grad nicht unterschritten – die gebürtigen Sibirier bezeichneten diese Temperaturen als „Tauwetter" – arbeiteten die meisten Aggregate den Umständen entsprechend normal. Die Katastrophe trat ein, als die Temperaturen tiefer und tiefer sanken auf minus 30, minus 40, ja sogar auf minus 50 Grad. Wer solche Fröste nicht miterlebt hat, kann sich keine Vorstellung von den Beanspruchungen machen, denen der menschliche Organismus ebenso wie das Material der Konstruktionen und Ausrüstungen ausgesetzt sind. Nicht geschützte Teile des Gesichts, besonders die wenig durchblutete Haut über dem Nasenrücken und den Backenknochen, frieren ein und bedecken sich, wenn nicht sofort mit Schnee warmgerieben, später mit schwer zu heilenden Frostbeulen. Die ausgehauchte Luft, feuchtwarme Atemluft, kondensiert, durchnäßt den schützenden Schal oder Pelzkragen und verwandelt diese in widerwärtige Eispackungen. Der gewachsene Erdboden wird zu hartem Gestein, das nur mit der Kreuzhacke und dem Preßlufthammer aufgebrochen werden kann. In den Konstruktionen aus Stahl und anderen Materialien entstehen Spannungen, Verformungen und Brüche – „Sprödelbruch", wenn nicht entsprechende Vorkehrungen, wie die Anwendung spezieller Legierungen, die Anordnungen von Dehnungsfugen etc., getroffen werden. Besonders verhängnisvoll war das Einfrieren der Schmiermittel in den Lagern der Maschinen. Durch den Ausfall von Kränen, durch Wassereinbrüche infolge zerfrorener Leitungen, durch Vereisung von Absperrventilen fiel ein Aggregat nach dem anderen aus. Ersatzteile waren nicht in ausreichendem Umfang bevorratet worden und wurden von den ausländischen Firmen nicht rechtzeitig angeliefert.

Die Koksproduktion ging auf die Hälfte zurück. Die beiden Hochöfen, die noch im November 1934 an einem Tag statt der projektierten Leistung von 1500 Tonnen mehr als 2000 Tonnen Roheisen geschmolzen hatten, standen im Januar und Februar von 59 Tagen 47 Tage still.

Durch das Ausbleiben des Roheisens und des Heizgases konnten die Martinöfen keinen Stahl mehr schmelzen. Havarien und Ausfälle an einem Produktionsabschnitt führten in Kettenreaktionen zu Ausfällen an anderen Produktionsabschnitten. Zu allem vom Frost ausgelösten Unglück kam ein weiteres Unheil – das Feuer. War es Brandstiftung, war es Unachtsamkeit? Die provisorische hölzerne Außenwand des Kraftwerks, die die erste von der zweiten Baustufe trennte, brannte ab.

Nur durch den selbstlosen Einsatz der Feuerwehr und der Bauleute gelang es, die Flammen einzudämmen und damit einen völligen Zusammenbruch der Produktion zu verhindern. Es begannen Diskussionen darüber, ob es überhaupt möglich sei, ein großes metallurgisches Werk während der Frostperiode in Sibirien zu betreiben. Die amerikanischen Konsultanten schlugen vor, das Werk im Winter stillzulegen.

Im Kampf mit den Havarien hatten die Arbeiter und Ingenieure, die Rationalisatoren des Werks Heldentaten vollbracht, in den schwierigsten Situationen höchste Einsatzbereitschaft, Mut und Erfindungsgeist in der Improvisation gezeigt und damit die drohende Gefahr des Zusammenbruchs der Produktion abgewehrt. Allen war aber klar, daß auch noch so großes Heldentum nicht ausreichte, um eine planmäßige, rhythmische, dynamisch sich entwickelnde Produktion zu garantieren. Die Partei- und die Werkleitung sowie die zentralen Organe analysierten umfassend die Ursachen der Katastrophen. Die Partei schätzte ein, die Mängel auf einzelnen Gebieten hatten ihre Ursachen in dem Hauptmangel: der unzureichenden Methode der Leitung, der unzureichenden Vorbereitung der Investition durch Wissenschaft und Technik.

Kritik und neuer Anfang

Den entscheidenden Anstoß zur Verbesserung der Leitung gab der Besuch des Volkskommissars für die Schwerindustrie Sergo Ordshonikidse. Er informierte sich in den Betrieben des Werks, auf den Baustellen, hörte sich mit großer Aufmerksamkeit die Einschätzungen und Vorschläge der Arbeiter und Ingenieure an. Nach eingehenden Beratungen mit der Partei- und Werkleitung fand ein Meeting auf dem großen Platz vor dem Werkeingang statt. Als einer der Vertre-

ter der ausländischen Spezialisten hatte ich einen Platz auf der Tribüne erhalten und verfolgte mit höchstem Interesse die Rede des Volkskommissars, der – ein Volkstribun – als Arbeiter zu den Arbeitern sprach und dessen Ausführungen gleichzeitig den Rang einer wissenschaftlichen Aussage besaßen. Der Volkskommissar ging in seiner Rede von der sich zuspitzenden internationalen Lage aus, die durch die forcierten Kriegsvorbereitungen des faschistischen Deutschlands gekennzeichnet war: „In erster Linie vom Metall, vom Stahl hängt die Erfüllung des Fünfjahrplans und die Verteidigung des Landes mit modernen Waffen ab." Sergo Ordshonikidse legte die Hauptlinie der weiteren Arbeit fest: Die komplexe Organisation der Produktion des gesamten Werks und nicht nur einzelner Teilbetriebe mußte zur neuen Zielstellung der Leitung werden.

Während seines Aufenthalts in Nowokusnezk hatte Sergo Ordshonikidse auch die im Bau befindliche sozialistische Stadt besucht. Die bisherigen Leistungen im Wohnungsbau, besonders die Ausstattung der Wohnkomplexe mit Kinderkrippen, Kindergärten und Schulen und die Anwendung rationeller Baumethoden wurden lobend anerkannt. Gleichzeitig aber war offensichtlich geworden, daß weder die städtebauliche Planung noch die Ausstattung der Wohnungen noch die architektonische Gestaltung der gebauten Umwelt den Vorstellungen der Mehrzahl der Einwohner von einer neuen, sozialistischen Stadt entsprachen. Die keinen Windschutz bietende „offene" Bebauung mit „Wohnzeilen", das Fehlen der aus Leningrad oder Moskau oder aus Tomsk bekannten Straßenzüge mit Läden und Restaurants und Plätzen, wo man sich mit Freunden trifft, stieß auf Unverständnis. Bei den Wohnungen wurde die geringe Zimmerhöhe, die zu kleine Küche und das Fehlen einer Badegelegenheit beanstandet. Die kahlen Fassaden, das Fehlen von Elementen der klassischen Architektur, von Säulen und Gesimsen, die im Bewußtsein der hier lebenden Menschen mit der Vorstellung von „ansprechend", „schön", „wertvoll" verbunden waren, erweckten zusammen mit den vielen unfertigen Straßen und Gebäuden und der zum Teil mangelhaften Ausführung der Bauten den Eindruck eines Provisoriums und ließen Assoziationen mit negativen Begriffen, wie „Barackenstadt", „Kasernenstil", aufkommen.

Es zeigte sich ein Grundmangel der Konzeption des deutschen Chefarchitekten Ernst May: das Fehlen eines den Bedürfnissen der Bewohner entsprechenden Stadtzentrums. Dies war keine zufällige Unterlassungssünde. In dem Credo der modernen westlichen Architektur, der „Charta von Athen", waren – meist progressive – Vorstellungen über die Gestaltung der Wohn-, der Industrie- und der Erholungsgebiete entwickelt worden; das Stadtzentrum hatte nicht einmal Erwähnung gefunden.

Vor jedem deutschen Architekten, der damals in der Sowjetunion arbeitete, stand die Frage: was tun? Eine Frage, die in vielen Fällen die Form eines Gewissenskonflikts annahm. Ich erkannte, daß die unter kapitalistischen Verhältnissen im Westen geschaffenen Modelle – auch die für den Bau von Arbeitersiedlungen geschaffenen Modelle – wie Berlin-Britz oder Frankfurt/Main-Römerstadt, die bei der Anlage von Nowokusnezk und Magnitogorsk Pate gestanden hatten, für die Lösung der neuen Aufgaben des Städtebaus und der Architektur, die die sozialistische Gesellschaft stellte, nicht ausreichten. Ich erkannte weiterhin, daß wichtige materiell-technische Voraussetzungen für die Entwicklung einer bisher von mir vertretenen Architekturrichtung, die in ihrer Einfachheit und Schlichtheit mit der Verwendung hochwertiger Baustoffe und der gediegenen Ausführung steht und fällt, in der UdSSR nicht – noch nicht – vorhanden waren. Vor allem ein Stamm, eine breite Schicht hochqualifizierter Facharbeiter mußte ja erst noch geschaffen werden.

Für die Lösung dieses Konflikts gab es zwei Möglichkeiten. Die eine bestand darin, auf den im Westen entwickelten Architekturvorstellungen zu bestehen – und, als Konsequenz, die weitere Mitwirkung am Aufbau aufzugeben. Diesen Weg ist mein Lehrer Bruno Taut gegangen. Die andere Möglichkeit hieß: Ausgehend von den Beschlüssen der Partei mit allen Kräften, gemeinsam mit den sowjetischen Kollegen, auf der Basis der realen Vorbedingungen an der Entwicklung neuer städtebaulich-architektonischer Lösungen und der schnellen Erhöhung der Leistungsfähigkeit des Bauwesens auf dem Weg der Industrialisierung zu arbeiten mit dem Ziel, die Wirtschaftskraft des Landes zu stärken und die Lebens- und Wohnbedingungen der Bevölkerung schrittweise zu erhöhen. Diese Aufgaben waren nur in einem längeren Zeitraum zu lösen.

Einen Klub für die Metallurgen

Die neue Etappe des „sozialistischen Realismus in der Architektur" wurde in Nowokusnezk mit dem Bau des „Klubs der Metallurgen" eingeleitet. Das Gebäude war im Rohbau bereits nach dem Entwurf des deutschen Architekten Walter Schütte, der der Gruppe Ernst May in Moskau angehörte, fertiggestellt worden. Die Baumassen waren klar gegliedert, die Fensteröffnungen nach dem Prinzip der Reihung angeordnet. Bei Verwendung hochwertiger Baumaterialien und einer einwandfreien Bauausführung hätte ein ordentliches Bauwerk im Stil der „neuen Sachlichkeit" errichtet werden können. In Nowokusnezk war ein solches Resultat unter den damaligen Bedingungen nicht zu erreichen; es wäre ein Gebäude entstanden, das die Vorstellung von einem großen Schuppen, keinesfalls aber von einem „Klubhaus der Metallurgen" hervorgerufen hätte.

Die auf Grund der neuen Zielstellungen in Städtebau und Architektur notwendige Umprojektierung des Klubgebäudes wurde dem sowjetischen Architekten Dmitri Umanski und mir übertragen. Wir besprachen die ersten Skizzen mit Arbeitern der Hochöfen und des Stahlwerks. Für die meisten der Befragten war es nicht leicht, ihren Gedanken klaren Ausdruck zu verleihen. Wir verstanden aber, was es für die Arbeiter bedeutete, ihren eigenen Klub zu besitzen, mit hellen, warmen Schulungsräumen, mit einem großen Lesesaal und einer kleinen Bühne, einem Sportsaal, der es den Kindern der Metallurgen auch während des langen Winters erlaubte, Gymnastik zu treiben und Volleyball zu spielen. Dieser Klub sollte schöner, würdiger gestaltet sein als alles, was man an hervorragenden Bauten in Omsk oder Irkutsk gesehen hatte.

Alle Beteiligten, Bauleute, Bauarbeiter waren am Gelingen des Baus im neuen Stil interessiert, hatten Spaß an der Arbeit. Trotz der größeren Schwierigkeiten wurden die Putzarbeiten in weit besserer Qualität als sonst üblich ausgeführt. Für die Tischlerarbeiten gab es eine Sonderbereitstellung von Eichenholz. Wir sahen für Fenster, Türen und die Innenausstattung von den geltenden simplen Standardlösungen abweichende Sonderfertigungen vor. Auf der Grundlage von Zeichnungen, die die Holzkonstruktionen bis ins letzte Detail darstellten, erzielten die Tischlerbrigaden, von sibirischen Meistern der Holzbearbeitung unterwiesen, ausgezeichnete Ergebnisse. Große Sorge machten uns die Fenster- und Türbeschläge. Hier halfen uns einige geschickte Schlosser aus der Gruppe der österreichischen Schutzbündler, die nach dem Aufstand in Wien Asyl in der UdSSR und Arbeit in Nowokusnezk gefunden hatten. Der nach den neuen Prinzipien gestaltete Klub der Metallurgen war Gegenstand vieler Diskussionen und wurde allgemein als große Errungenschaft anerkannt.

Durch meine Tätigkeit beim Aufbau der Stadt und des Werks hatte ich mir im Laufe der Jahre eine gewisse Autorität erworben. Das Vertrauen in meine Arbeit kam darin zum Ausdruck, daß ich als Beauftragter des Kombinats für die Abnahme der vom Generalprojektanten, dem Moskauer Projektierungsbetrieb „Gorstroiprojekt", für den Aufbau der Stadt erarbeiteten Projekte eingesetzt wurde.

Meine Zusammenarbeit mit den Moskauer Kollegen wurde mit der Zeit zu einer Gewohnheitssache. Bei einem Besuch in Moskau machte mir der Leiter der Architektur-Werkstatt des „Gorstroiprojekt", Nikolai Petrowitsch Bylinkin, den Vorschlag, eine Arbeit in seinem Betrieb aufzunehmen, bei der meine Nowokusnezker Erfahrungen nutzbar gemacht werden könnten.

Das ist später – in den Jahren bis zum Beginn des Krieges – durch meine Mitarbeit an der Schaffung von Typenprojekten für den industriellen Wohnungsbau und an der Konzeption für die Industrialisierung des Bauens in der UdSSR geschehen.

Die Trennung von Nowokusnezk ist mir nicht leicht gefallen. In den Jahren des Aufbaus war ich ein mit allen Rechten und Pflichten ausgestattetes und seiner Veranwortung bewußtes Mitglied des großen Kollektivs der Erbauer des Kombinats und seiner Parteiorganisation geworden, war verwachsen mit dem Werk und der neuen Stadt, mit diesem Fleckchen Erde, das sich in wenigen Jahren aus einem Stück Urlandschaft zu einem Zentrum sozialistischer Zivilisation entwickelt hatte. Ich war stolz, auch meinen Teil zu dem erfolgreichen Aufbauwerk beigetragen zu haben.

Durch die Errichtung des Kombinats und anderer Hüttenwerke war es gelungen, am Ende des zweiten Fünfjahrplans 1937 die Produktion von Stahl auf 17,7 Millionen Tonnen zu erhöhen. Damit war der gefährliche Rückstand gegenüber der Stahlproduktion des faschistischen Deutschlands beträchtlich eingeschränkt worden.

Der unter großen Anstrengungen durchgeführte Aufbau der zweiten Metallurgischen Basis im Osten des Landes hat sich im Großen Vaterländischen Krieg, als die erste Metallurgische Basis im Donbass von den Faschisten okkupiert worden war, als Maßnahme von größter historischer Bedeutung erwiesen. Nach dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die UdSSR erfolgte in Nowokusnezk innerhalb kurzer Zeit eine völlige Umstellung der Produktion auf Spezialstahl für Zwecke der Verteidigung. Es gelang eine wissenschaftlich-technische Höchstleistung: das Schmelzen von legiertem Spezialstahl in großen Martinöfen und das Walzen von Panzerplatten auf der Schienentrasse. Jede dritte Tonne Roheisen, jede vierte Tonne Stahl, die das Sowjetland für die Front bereitstellte, kamen aus Nowokusnezk. Das war ein entscheidender Beitrag der sibirischen Arbeiter, Ingenieure und Wissenschaftler zum Sieg über den Faschismus.

Im nächsten Heft:

Gespräche am russischen Kamin

Fotos: Barbara Meffert, Autor

RIMMA
KASAKOWA

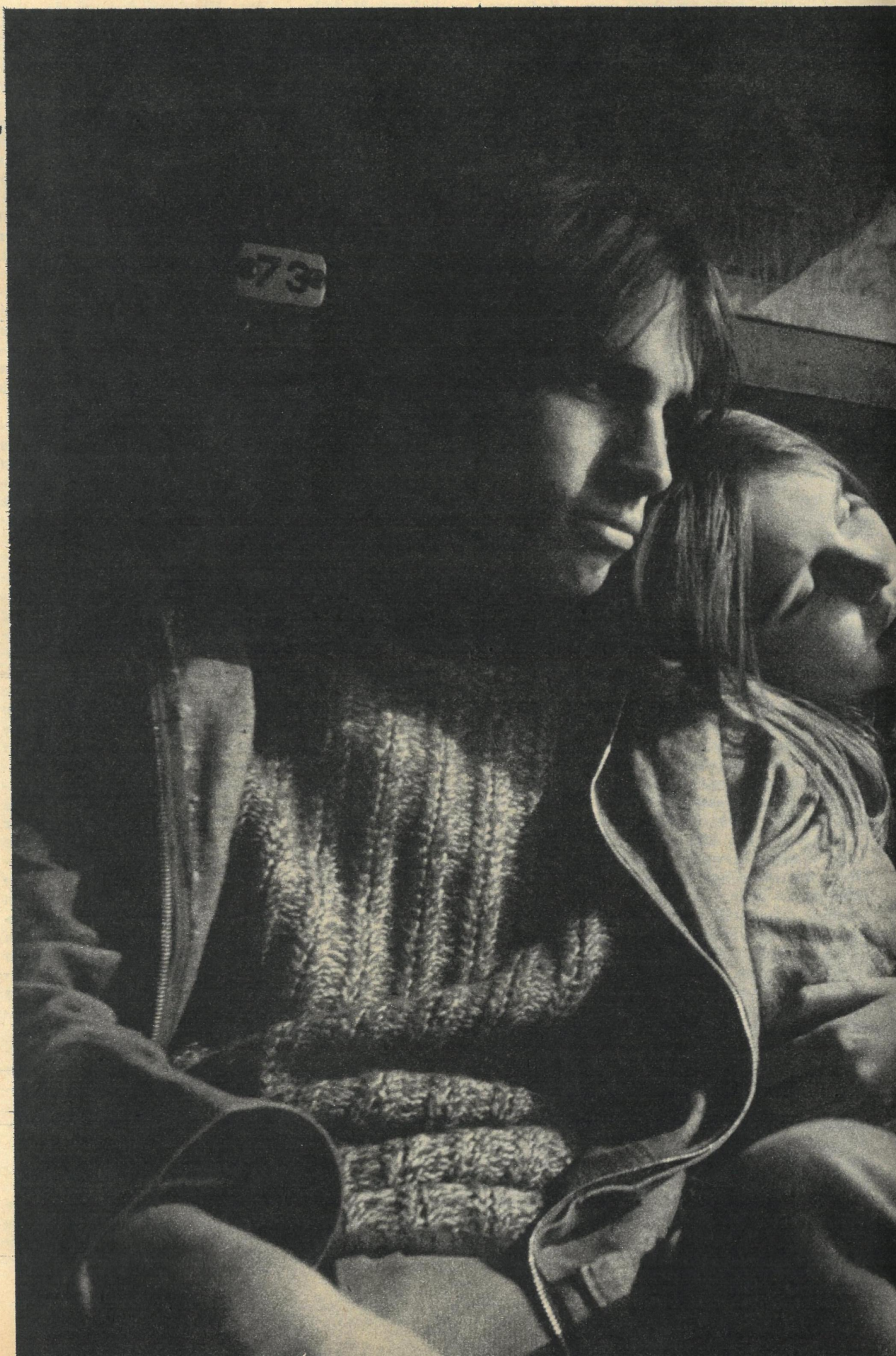
Warum umarmt ihr in der Metro euch?

Wie ist das ewig jung und alt zugleich,
daß Liebende sich stets umarmen müssen!
Verbietet euch denn jemand, euch zu küssen?
Warum umarmt ihr in der Metro euch?

Ihr habt euch lieb, baut euch vielleicht ein Haus,
wo eilt ihr hin, noch schneller, noch geschwinder?
Ihr Glückspilze, Halbgötter und Halbkinder,
ihr schafft es, über Jahr und Tag hinaus!

Der Jugend Narrheit kommt m
auf Treppen, in der Kinos Dun
in hundertköpf'gen Bahnhofs
DER KUSS: Verfliegend wie e

Mein Herz jedoch, es ist nicht
und ich muß seinem monoton
in Folterqualen immer wieder
In Kinos, in der Metro, ach, wa



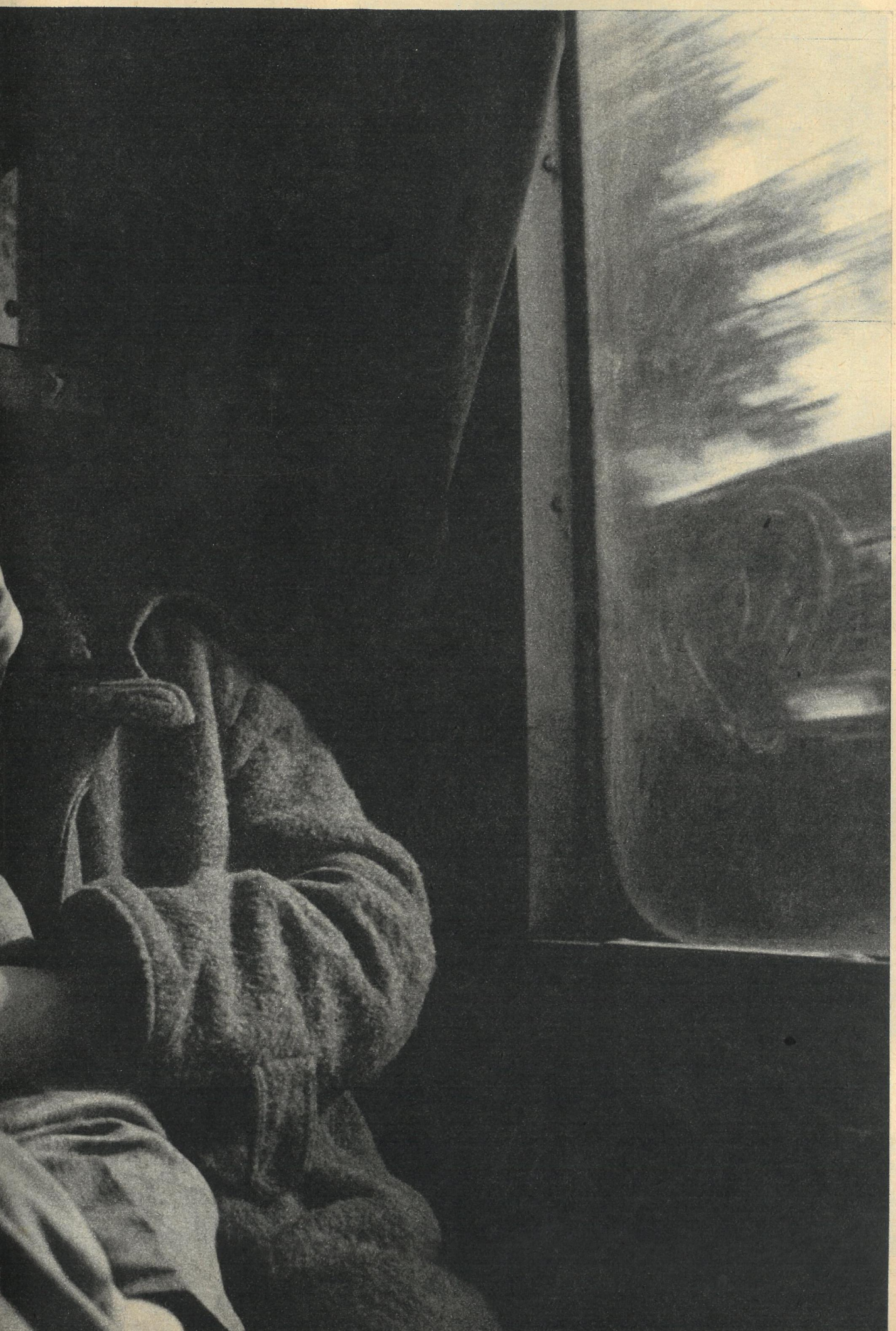
Nachdichtung: Annemarie Bostroem
Foto: Jan Voběrek (ČSSR)

ir ewig vor,
kelheiten,
einsamkeiten,
in Meteor.

tot und stumm,
en Rauschen
lauschen:
arum?

Mein Haus betrittst du — zum wievielten Mal?
Höfliches Lächeln und ein Händedrücken,
aber in deinen undurchsicht'gen Blicken
erkenn ich weder Ungeduld noch Qual.

Der Winter kam, und Schnee fiel schon so reich,
ich will mit Fragen dich nicht überhäufen.
Ihr Liebespaare, heut kann ich begreifen:
Darum umarmt ihr in der Metro euch.



Sagen wird man über unsere Tage ...

Diese Verszeile des Dichters Kuba, geschrieben in den Jahren unseres Neubeginns, verweist auf das Urteil eines künftigen Lesers. Große Leistungen wurden vollbracht, die größte ein vierzigjähriger Frieden! Wer stört ihn noch immer, wer bewahrt ihn? Zu solchen und andere Zeiterscheinungen berührende Fragen nehmen an dieser Stelle Autoren aus der UdSSR und der DDR in Poesie und Prosa das Wort. Sie benennen und bekennen, was sie bewegt in u n s e r e n Tagen, an denen einst wieder Dichter ihre eigene Epoche messen werden.

Rimma Kasakowa,
geboren am 27. 1. 1932
in Sewastopol,
lebt in Moskau,
schrieb u. a. die Gedichtbände »Die Freitage«, »Grüne Tannen«

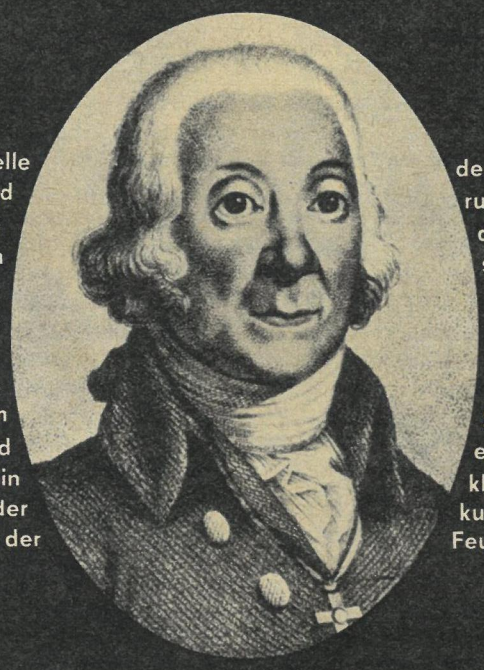
Erstveröffentlichung für die DDR, geschrieben für die Zeitschrift „Literaturnaja Rossija" 26/1985

Rimma Kasakowa fotografierte Volkmar Billeb

Sibirische Forschungen

Historische Miniaturen

Kulturelle und politische Beziehungen der Gegenwart haben ihre Vorläufer. Verborgenem und Vergessenem in der Geschichte der deutsch-russischen, deutsch-sowjetischen Beziehungen nachspüren wollen die an dieser Stelle erscheinenden kleinen kulturhistorischen Feuilletons.



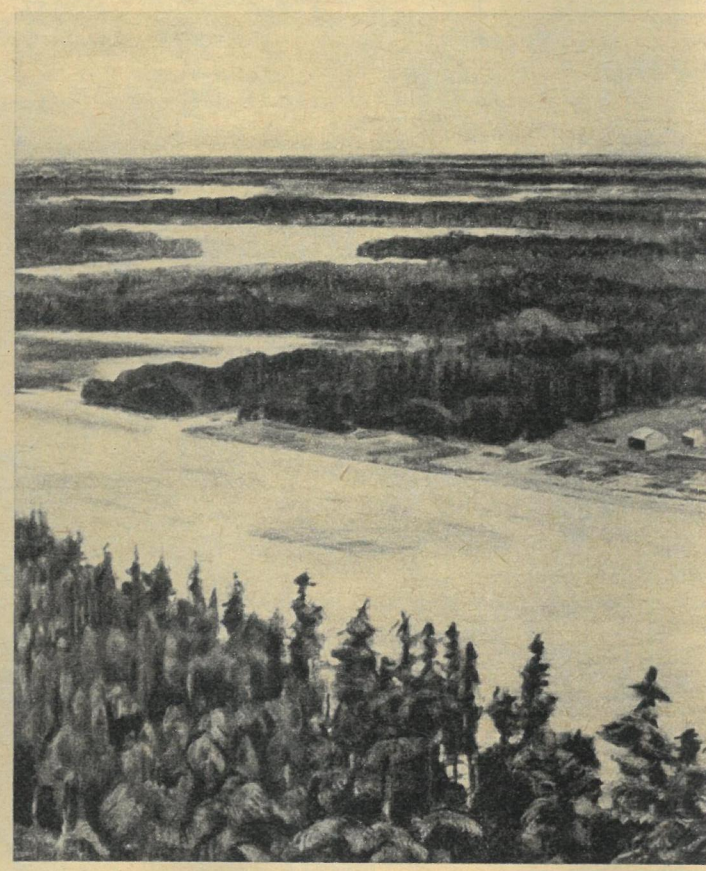
Peter Simon Pallas

Die Kaiserin schenkte ihm ein Haus im sonnigen Süden nebst zwei Dörfern mit allem lebenden und toten Inventar. Zum Zeitpunkt dieser großzügigen Versorgungsmaßnahme war der Beschenkte 54 Jahre alt, ein Veteran der Sibirienforschung, der sich ein ruhiges Plätzchen für seine aufreibende Arbeit im Dienste der russischen Krone wohl verdient hatte. Die Krone trug Katharina II., das Haus befand sich in Simferopol auf der Krim, der Besitzer war Peter Simon Pallas, geborener Berliner, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, Historiograph des Admiralitätskollegiums, Verfasser zahlreicher naturwissenschaftlicher Abhandlungen und Reiseberichte. Sein Hauptwerk „Reisen durch verschiedene Provinzen des Russischen Reiches in den Jahren 1768–74" erschien in einer für das zaristische Rußland äußerst angespannten Situation. Unter der Regierung der „Großen" Katharina führte das Reich im Zeitraum von etwas mehr als zwanzig Jahren zwei insgesamt über zehn Jahre sich erstreckende Kriege mit den Türken, um seine Großmachtstellung auszubauen. Die Hauptlast dieser Kriege lag auf den Schultern der Bauern, die sich gegen die Verschärfung der von Katharina erlassenen Leibeigenschaftsgesetze wehrten. Ihre Verzweiflung entlud sich in elementaren Aufständen, die sich schließlich zu einem den autokratischen Staat ernsthaft bedrohenden Bauernkrieg ausweiteten, dessen Kopf der Bauernführer Jemeljan Pugatschow war. Zu Beginn ihrer Zarenkarriere gefiel sich Katharina II., 1762 durch einen Staatsstreich zur Macht gekommen, darin, die „aufgeklärte Monarchin" zu spielen. Während sie sich jedoch in einem Briefwechsel mit den Wegbereitern der Französischen Revolution, Voltaire, Diderot und d'Alembert, als Gegnerin der Leibeigenschaft und Unterdrükkung gab, unterzeichnete sie gleichzeitig Ukase, die den Gutsbesitzern das Recht zuerkannten, ihre Bauern nach Sibirien zu verbannen. Während sie eine Kommission zur Vorbereitung von Reformen einberief, erließ sie gleichzeitig Gesetze gegen jegliche freiheitliche Regung. Die Wissenschaft förderte sie insoweit, als sie der Erschließung ökonomischer Hilfsquellen, besonders in Sibirien, und damit der Festigung der feudal-absolutistischen Herrschaft nützlich sein konnten. Die Zarin brauchte Geld für ihre ehrgeizigen Pläne, Sibirien erschien ihr als eine Schatzkammer, deren Zugang ihr die Wissenschaft verschaffen sollte.

Peter Simon Pallas ist siebenundzwanzig Jahre alt, als er 1768 an die bereits von Peter I. auf Anregung des Philosophen Leibniz gegründete Akademie der Wissenschaften berufen wird. Man stellt ihn sogleich an die Spitze einer Expedition, die „den Durchgang der Venus durch die Sonne" beobachten und die östlichen Teile Rußlands erforschen soll. Die Unternehmungen dieses Jahres 1768 haben den Charakter einer großen Offensive der russischen Wissenschaft. Eine Reihe von Expeditionen bricht in

Der See „Issyk" („Heißer" See) im Alatau-Gebirge. Gemälde von E. v. Kameke

Sibirische Taiga. Gemälde von E. v. Kameke

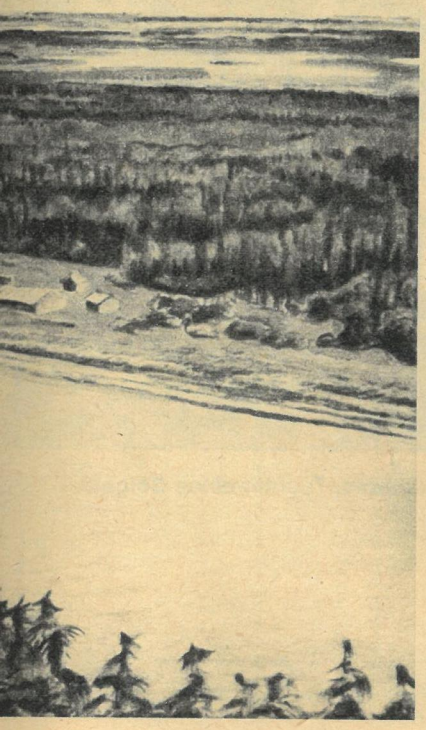


diesem Jahre auf, um weite Teile der riesigen russischen Landmasse zu erforschen und wirtschaftlich zu erschließen. Die systematische Erkundung Sibiriens begann bereits zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Als erster deutscher Gelehrter bereiste der Danziger Arzt Daniel Gottlieb Messerschmidt ab 1719 das Gebiet jenseits des Ural. An der, noch von Peter I. initiierten Großen Nordischen Expedition (1733–1744), die unter dem dänischen Seefahrer Vitus Bering die sibirische Küste des Nördlichen Eismeeres und Gebiete zwischen Ural und Kamtschatka erforschen sollte, hatten deutsche Wissenschaftler wie Johann Georg Gmelin, Georg Wilhelm Steller und Gerhard Friedrich Müller maßgeblichen Anteil. Peter Simon Pallas, der weitaus Erfolgreichere, setzt diese Tradition fort. Er kennt die Arbeiten seiner Vorgänger, auch die seines später zu Unrecht vergessenen, jetzt wiederentdeckten, Landsmannes Messerschmidt, und würdigt sie auch. Überhaupt tritt uns Pallas als ein außerordentlich klug und gerecht urteilender Mann entgegen, der seinen Blick nicht nur auf das jeweilige Objekt richtet, sondern auf die gesellschaftliche Umwelt, die er als eine Einheit von Natur und menschlicher Tätigkeit betrachtet. Mit äußerster Akribie bereitet er seine Reise vor, wappnet sich, aus den Erfahrungen seiner Vorgänger lernend, gegen den Zufall. Er geht zunächst nach Simbirsk an der Wolga, wo er überwintert, folgt im nächsten Frühjahr dem Lauf des Jaik (Uralflusses) bis zu seiner Mündung ins Kaspische Meer. Sein Interesse gilt den Bodenschätzen ebenso wie der Fauna und Flora, aber auch den Lebensverhältnissen der Bewohner Sibiriens. Seine Beschreibungen der Gewohnheiten und Lebensweise von Kalmyken und Kirgisen, Tataren, Tschuwaschen, Nogaier und Tungusen zeugen von Sympathie und Verständnis. Vorurteilslos betrachtet er die moralischen Normen dieser noch in Sippenverbänden und Stämmen lebenden Völker. Die bildungsmäßige und zivilisatorische Überlegenheit des Europäers verleitet ihn nicht dazu, sich menschlich über sie zu erheben. Er bejaht zwar das Vordringen der Russen in diese Gebiete, es entgehen ihm aber auch nicht die Schattenseiten kolonisierender, administrativer und militärischer Landnahme. Zwei Jahre nach seinem Aufbruch erreicht Pallas Krasnojarsk am Jenessej. Von dort aus unternimmt er Reisen in den Altai und die transbaikalischen Gebiete bis nach Kjachta und Tschita an der chinesischen Grenze. Die Landschaften dieses gewaltigen Kontinents sieht er nicht nur mit den Augen des Naturwissenschaftlers, er vermittelt uns in seinen Landschaftsbeschreibungen auch mit plastischer Sprache die Schönheiten der Natur.

Mit reicher Ausbeute kehrt Peter Simon Pallas 1774 nach Petersburg zurück. Und sofort geht er daran, die Ergebnisse seiner Expedition zu sichten und auszuwerten, was ihn jahrelang beschäftigt. Seine exakten wissenschaftlichen Ortsbestimmungen veranlassen die Akademie, ihn in die Kommission zur kartographischen Darstellung der Oberflächengestalt des Russischen Reiches zu berufen. Die Berichte über die fünfjährige Reise faßt er in jenem wichtigsten Werk zusammen, das noch heute durch die Vielseitigkeit der Entdeckungen und Erkenntnisse auf den Gebieten der Botanik, Zoologie, Geologie, Geographie und Ethnographie, durch die Genauigkeit der Beobachtungen und die lebendige, anschauliche Darstellung beeindruckt. Seine Sammlungen bilden den Grundstock des Akademischen Museums in Petersburg.

Obwohl er in seinen Berichten durchaus nicht mit kritischen Bemerkungen über die Petersburger Administration und das autokratische System spart, erhält er sich dennoch offensichtlich die Gunst Katharinas, die ihn gnädigst belohnt. So darf er sich ein Jahr vor dem Tode seiner Gönnerin nach Simferopol zurückziehen, um sich ganz seiner wissenschaftlichen Arbeit hinzugeben. Hier lebt er fünfzehn Jahre lang von seinen Einkünften als Akademiker und den Erträgen seiner zwei Dörfer, bis ihn 1810 das Heimweh (oder etwa der Thronwechsel?) nach Berlin treibt. Ein Jahr später ist er in seiner Vaterstadt, wenige Tage vor Vollendung seines siebzigsten Lebensjahres, gestorben.

Helmut Zemke



Abbildungen: „Handbuch der Geographischen Wissenschaften", Archiv

Maxim Gorki Theater

Mehr als ein Kafka-Stück

„Die Falle" ist Sinnbild: für das Gefangensein in sich selbst, in der bürgerlichen Familie, für die tödliche Umklammerung durch eine kapitalistische Gesellschaft, die faschistische Züge annimmt und dann erbarmungslos zuschlägt, weil ihren Anfängen nicht gewehrt worden ist.

Vieles in diesem erregend aktuellen Bühnenstück des polnischen Autors Tadeusz Rózewicz (geb. 1921) ist der Biographie des jüdisch-tschechischen Schriftstellers Franz Kafka entlehnt. Die Furcht vor dem tyrannischen Vater, vor einer Ehe; Vorzeichen seiner Krankheit, Übersensibilität und Entscheidungslosigkeit; seine Ahnung drohenden Unheils und die Unfähigkeit, Hintergründe dafür zu erkennen und zu benennen. Kafka starb 1924. Mehr als ein Jahrzehnt später kamen seine drei Schwestern, kamen Verwandte, kamen Millionen Menschen in Hitlers Gaskammern um.

Rózewicz, der selbst als Partisan gegen die deutschen Faschisten kämpfte, hat Kafkas und eigene Zeiterfahrungen zu einem eindringlichen „Nie wieder!" verdichtet. Sein Stück entstand 1981. Nicht zufällig. Fallensteller, Mörder sind noch immer, schon wieder am Werk. Der Autor verweist auf alte und neue Gefahren, auf Ängste und Visionen, die sie hervorrufen, aber auch darauf, daß Angst keine Alternative ist. Auch nicht für den Künstler. Ein Kafka-Stück? Ein Künstler-Stück? Ja, auch das. Ein Stück, das alle betrifft und alle angeht. Rózewicz, Dichter, Erzähler, erweist sich hier erneut als Dramatiker von Format, der zeitträchtige Stoffe in gedankentiefe, beziehungsreiche Bilder hüllt und seine, dem Fortschritt zugewandte Position nachdrücklich bekräftigt.

Das Berliner Maxim Gorki Theater hat „Die Falle" kürzlich für die DDR erstaufgeführt. Rolf Winkelgrund übernahm die Regie. Henning Schallers schwarz ausgeschlagener Bühnenraum mit grauen Seitenwänden trifft die düster-drohende Atmosphäre des Stücks. Das Licht betont einzelne Szenen: die qualvoll-lustlose Mittagsmahlzeit der Familie am weiß gedeckten Tisch, das spärlich beleuchtete Mansardenstübchen des vor Gott und dem Vater zitternden Knaben Franz oder das enge Geviert am Schluß der Aufführung, wo der Vater, aufgestört durch die Mörderstimmen draußen, Schutz sucht zwischen Schrank und Bild und Teppich und doch schon längst in der Falle sitzt.

Alle spielen hervorragend. Monika Lennartz als verschüchterte, zwischen Mann und Kindern ausgleichende Mutter. Hansjürgen Hürrig als Vater, herrisch, räsonierend, leidend auch unter der Fremdheit zwischen sich und dem Sohn. Dieter Wien zeigt einen dienstbeflissenen Friseur, der in geschwätziger Tüchtigkeit übersieht, wie sich sein tölpeliger Lehrling zum Nazischläger mausert. Jörg Gudzuhn in der Hauptrolle. Sein Franz ist kapriziös, gelangweilt, verletzlich, anmaßend und hilflos. Ein Höhepunkt jenes Blindekuhspiel. Franz hascht nach den Schwestern – die schon Beute der Mörder sind. Er ruft ihre Namen, leise, leiser. Ahnt das Schreckliche. Das Tuch bedeckt noch immer seine Augen. Die Wirklichkeit hat den blinden Dichter eingeholt…

Das ist eine bemerkenswerte, berührende Inszenierung. Man spürt Rolf Winkelgrunds Erfahrung im Umgang mit der Dramatik dieses polnischen Autors, erworben durch seine Inszenierungen „Die Zeugen oder Unsere kleine Stabilisierung" und „Der Hungerkünstler" in Potsdam, „Weiße Ehe" am Deutschen Theater. „Die Falle" hat dem Regisseur eine neue Bewährungsprobe abverlangt. Nicht alles ist durchgängig gelungen. Die gedankliche und emotionelle Substanz des Stücks reicht in vielem tiefer als auf der Bühne des Maxim Gorki Theaters erlebbar wird. Einen interessanten Vergleich dazu bot das Theater aus Gdańsk, das mit diesem Werk seiner nationalen Dramatik während der Berliner Festtage bei uns gastierte. Die polnische Aufführung hielt die Grenzen zwischen Realem und Fiktivem, Alltag und Metapher, Grauen und Poesie fließend und hat die Absicht des Autors in bild- und sinnstarke Szenen übersetzt. Gemessen an dieser Interpretation ist die DDR-Erstaufführung eine erste, wichtige Annäherung, ein im ganzen gelungener Versuch, das schwierige Stück aus dem polnischen Nachbarland für unser Publikum zu gewinnen. *L. Pfelling*

Chopin muß es sein

Der „Concours International de Piano Frédéric Chopin" ist der älteste und einer der bedeutendsten von vielen Musikwettbewerben, die es auf der Welt jetzt schon gibt. In seiner Ausschließlichkeit für Chopin und somit das Klavier blieb er auch ohne Kopie. Professor Jerzy Zurawlew, der ihn vor 58 Jahren in Warschau begründete, hatte es immer sehr schmerzlich empfunden, wenn die Mißdeutungen Chopinscher Musik damit erklärt wurden, sie sei zu romantisch und rührselig, sie welche („was für ein tragischer Irrtum!") die psychische Widerstandskraft auf.

Indem er den Wettbewerb für junge Pianisten ausschrieb, bewies Zurawlew das Gegenteil. Bis ins greise Alter hinein erlebte er die immer stärkere Hinwendung gerade der Jugend zum „Dichter am Klavier". Einer Jugend, die über alle ethnischen Grenzen hinweg und in Scharen nach Warschau kam, die im Gang der Jahrzehnte pianistische Weltgrößen hervorbrachte wie Oborin und Malcuzynski, Pollini und Argerich, Fu Ts'ong und Zimerman – auch eine Annerose Schmidt.

Wird auch Stanislaw Bunin eine Weltgröße? Wenige Tage vor seiner Reise nach Warschau, auf die er sich ein ganzes Jahr vorbereitet hatte, feierte er in Moskau seinen 19. Geburtstag. Dreieinhalb Wochen später – an einem Samstagabend, und es war schon fast Mitternacht – wurde er zum Grand-Prix-Sieger des XI. Chopin-Wettbewerbs erklärt. Blond, schlank und groß, mit Brille und Schnurrbart, einem Lächeln, wenn er spielt. Und w i e er spielte! Er sei, wie hernach in den Zeitungen stand, die einzige große Individualität des Jahrgangs '85 gewesen, ein wahrhaft herausragendes Talent. In seinem unzähmbaren Temperament, seiner Spontanität und Frische erinnere er an Zimerman oder sogar an Artur Rubinstein. Als er in der zweiten Runde mit Brillanz und Anmut, „in seinem Spiel die Freuden und den Sinn des Lebens findend", wie der Musikkritiker Lucjan Kydryński schrieb, den F-dur-Walzer opus 34 darbot, konnten sich die Zuhörer im Saal nicht mehr zurückhalten und klatschten schon, bevor er zu Ende war. Mit enormer Fingerfertigkeit und ohne technische Probleme rückte er die As-dur-Polonaise ganz in die Nähe der „Ritterpolonaise", wie sie ebenfalls genannt wird. Bei den Mazurken wie auch der mitreißenden h-moll-Sonate nahm er das ihm schon längst zugestandene Recht in Anspruch, eigene stilistische Konzeptionen zu präsentieren. Immer, wenn Bunin spielte, war die Suche nach rhythmischen und dynamischen Nuancen herauszuhören, Nuancen, wie sie kein anderer fand. „Seine Musik", sagte Kydryński, „war eine lebendige Musik, attraktiv, bedeutungsvoll, gleißend, ohne Sentimentalität."

Bei dieser Virtuosität und Ausdruckskraft war es kein Wunder, daß Stanislaw Bunin neben der Goldmedaille für den „Grand Prix" auch noch die Sonderpreise für die besten Interpretationen der Polonaise und des Klavierkonzertes erhielt. Die ihm als Sieger zuerkannte Geldstiftung nahm er nicht mit nach Hause und wurde mit stürmischem Beifall bedacht, als er dazu erklärte: „Ich bedanke mich aus tiefstem Herzen, daß Sie mein Selbstverständnis für Chopin angenommen und mein Spiel auf solche Weise akzeptiert haben. Diese Freude und Genugtuung im Heimatland Chopins zu erleben, bleibt für mich unvergessen. Ich möchte den mir zuteil gewordenen Geldbetrag in Polen zurücklas-

Tatjana Pikaisen, Schülerin Tatjana Nikolajewas, Tochter eines Geigers.

Preisgekröntes Chopinspiel: Stanislaw Bunin bei der Interpretation des Klavierkonzertes.

sen – als kleinen symbolischen Beitrag zur Pflege und Förderung der Traditionen, die in ihrem, also auch in s e i n e m Land mit Leben und Werk dieses großen Komponisten verbunden sind."

Chopins Musik lebe in ihm, sagt Bunin. „Es bereitet mir immer große Freude, auch die kleinsten Details in ihr kennenzulernen, zu erforschen, zu spielen, zu diesem Thema zu phantasieren. Chopin beherrscht, wie keiner, mein Vorstellungsvermögen. Manchmal, wenn ich ihn spiele, muß ich weinen. Keine andere Musik vermag in mir so enorme emotionelle Spannung hervorzurufen wie der klavieristische Belkanto Chopins. Ich anerkenne, daß es sich alle fünf Jahre in Warschau um den größten Klavierwettbewerb in der Welt handelt. Doch zuallererst empfinde ich ihn als das größte Fest Chopinscher Musik. Über Rivalen, Finals und Preise hinweg ist für mich vor allem wichtig, w i e ich Chopin spiele: deutlicher, zutreffender, näher dem Original. In den Noten die einzig gültigen Zielgedanken seiner Musik zu erkennen und immer getreuer darzustellen, das beschäftigt mich unentwegt. Natürlich hörte ich mir auch meine Konkurrenten an. Sie haben mich begeistert, und es war wertvoll, sie kennenzulernen – den Polen Krysztof Jablonski, die Franzosen Marc Laforet und Jean Marc Luisada, die Japanerin Michie Koyama und meine Landsmännin Tatjana Pikaisen, Tochter und auch schon öfter Begleiterin des weltberühmten Geigers Viktor Pikaisen."

Im Finale sechs Interpreten und sechs verschiedene Interpretationen derselben Musik Chopins. „Und alles ist gültig, zutreffend", sagt der Warschauer Pianist Witalis Raczkiewicz. „Von dieser Vielfalt lebt der Wettbewerb, und sie war stets wichtig für dessen Anziehungskraft und weltweite Bedeutung. Aber C h o p i n muß es sein, und wenn du siegen willst, auch der b e s t e. Wir wollen der Welt mit diesem Wettbewerb Vorbilder geben, die, wenn sie einmal ganz oben stehen, Chopins musikalische Sprache sprechen, wie – wenn das auch unerreichbar erscheint – einstmals Rubinstein."

Dabei ist es in der 58jährigen Geschichte des Wettbewerbs nicht immer geschehen, daß stets nur die Sieger auch für die Zukunft große Chopininterpreten wurden. Malcuzynski oder Hesse-Bukowska, Ekier oder Fu Ts'ong, von Karoly oder Malinin, Kentner oder Ax gewannen zwar nicht, wurden aber eines späteren Tages Chopinspieler von Weltruf. 1980 traten einige Juroren zurück, weil der 22jährige Jugoslawe Ivo Pogorelic nicht ins Finale gekommen war. Er wurde ein großer Pianist, was er später in den Musiksälen der Welt auch nachdrücklich unterstrich, vor allem mit Beethoven und Ravel, aber auch mit Chopin. Doch damals in Warschau spielte er Chopin nicht so schön wie andere, zu scharf und nicht immer sauber. So konnte er nicht gewinnen.

Nach Lew Oborin, Jakow Zak und Bella Dawidowitsch ist Stanislaw Bunin der vierte sowjetische Grand-Prix-Gewinner von Warschau. Zum ersten Wettbewerb 1927 hatte die UdSSR neben Oborin auch Grigori Ginsburg und einen Zweiundzwanzigjährigen aus Leningrad namens Dmitri Schostakowitsch entsandt. Daß dieser junge Mann nur ein Anerkennungsdiplom erhielt, war später Anlaß, sich unendlich darüber zu freuen: Oje, wenn er gewonnen hätte! Dann gäbe es wohl nicht die „Leningrader Sinfonie", kein Klavier- und kein Violinkonzert, keine Oper, kein Ballett, keine Kammermusiken, Lieder, Oratorien und Kantaten eines der größten Komponisten des 20. Jahrhunderts!

Was Schostakowitsch jedoch nicht daran hinderte, zu bekennen: „Warschau und Chopin, das war ein unvergessenes Erlebnis für mich. Ich habe es nie aus meiner Erinnerung tilgen können." Als wolle Stanislaw Bunin, wahrscheinlich am Beginn einer großen pianistischen Karriere, diese Worte bestätigten: „Chopins Musik entdecken, von ihrer Schönheit und Unverzichtbarkeit überzeugt sein und sie spielen – mit der ihr gemäßen Ehrlichkeit in der Aussage, ungekünstelt und immer besser: Das ist ein Wunsch, der dich zeitlebens nicht losläßt."

Hans Richard Vollbrecht

Fotos: Interpress

Jaroslav Boček, Jahrgang 1932, versuchte sich bereits in unterschiedlichen Genres, drehte Dokumentar- und Trickfilme, veröffentlichte Filmfachbücher, schrieb ein Kinderbuch, historische Erzählungen, Fabeln und phantastische Geschichten. Mit seiner humoristischen Parodierung knüpft er in der Science-fiction an die Tradition der volkstümlichen tschechischen Literatur von Hašek bis Čapek an. Wir stellen mit der Erzählung „Das Geheimnis der Marspflöcke" eine weitere Geschichte aus dem von Ivo Železný beim Verlag Das Neue Berlin herausgegebenen Sammelband „Neue Sterne" vor.

„Also ihr habt wirklich nichts von dem Skandal mit den Marspflöcken gehört?" fragte der alte Kotrbatý verwundert und schüttelte mißbilligend den Kopf. „Na ja, damals wart ihr noch Stifte. Aber das, meine Lieben, entschuldigt euch nicht. Jiří Janoušek – wißt ihr wenigstens, wer in der tschechischen Journalistik Jiří Janoušek war? Ich hab ihn noch erlebt, also der dremmelte uns Anfängern immer ein, daß ein Journalist, der nicht von allem weiß, kein Journalist sei."

Wir waren in erregter Stimmung. Vor einer Stunde war die feierliche Übertragung der Eröffnungsvorstellung im Theater der Völker in Neu-Sumer auf dem Mars zu Ende gegangen, und alle, die wir Dienst im Studio hatten, waren – ohne daß es wer organisierte – im Büfett „Bei Oma" zusammengekommen. Keiner wollte recht weg, wir fühlten, daß wir soeben ein neues Kapitel begonnen hatten, wenn schon nicht in der Geschichte der Menschheit, so doch jedenfalls in der Geschichte des Fernsehens. Wir redeten durcheinander, die Bierchen verschwanden in der Kehle, und da tauchte der alte Kotrbatý auf und fing gleich von den Marspflöcken an.

Der Alte sollte längst in Rente sein, aber die Leitung hält ihn. Einmal findet sich keiner, der den Mut hätte vorzuschlagen, den ältesten Redakteur Böhmens in Pension zu schicken, und zum anderen sind die Zuschauer reineweg verrückt nach seiner Sendung, die schildert, wie Prag zu Anfang des Jahrhunderts aussah, als die alte, jetzt nicht mehr verwendete U-Bahn fertiggebaut wurde und die Ära der Popmusik zu Ende ging. Ich denke mir zwar, daß Kotrbatýs Story, wie er als Eleve den reichlich betagten Altmeister Gott interviewte, von vorne bis hinten erfunden ist, doch hat er das so geschickt mit Beispielen vergessener Schlager gespickt, daß am nächsten Tag in allen Prager Snackbars nur „Ich lieb dich, Katja" vom Band ertönte. Als Zeuge der alten heroischen Zeiten ist Kotrbatý einfach unerträglich, doch umgibt ihn die Aureole „mit dabeigewesen zu sein", und so hat ihm noch keiner kundgetan, daß uns seine Geschichten nicht gerade sehr interessieren.

„Tja, meine Lieben, ihr habt nur Chorreigen, Ringelreihen und Mazurka im Kopf, und wer weiß, wie diese verrückten modernen Tänze sonst noch heißen, aber vernünftige Dinge, die kratzen euch nicht. Also die Sache mit den Mars- und Smithpflöcken passierte irgendwann Ende der dreißiger oder Anfang der vierziger Jahre. Eine Riesensensation gab's und ein riesiges Rätselraten. Das Fernsehen war voll davon, die ganze Presse schrieb darüber – damals existierten noch Zeitungen –, und die Pflöcke erschienen eine Woche lang auf den ersten Seiten. Ein großes Raumschiff mit internationaler Besatzung kam nämlich vom Mars zurück, sakra, wenigstens davon müßtet ihr 'ne Ahnung haben. Akademiemitglied Newsorow leitete sie."

„War das nicht achtunddreißig?" warf ich fragend ein.

„Ja, achtunddreißig, Junge, da staune ich aber!" rief Kotrbatý erfreut. „Newsorows Expedition ist in die Geschichte eingegangen. Fast einen Monat weilte sie auf dem Mars. Die kleineren davor hatten nur ein paar Stunden dort zugebracht, höchstens einen oder zwei Tage, und waren dann zurückgekommen. Achtunddreißig aber kam es zu einer systematischen Erforschung des Planeten. Alle wissenschaftlichen Annahmen, alle Erkenntnisse der vorangegangenen Flüge bestätigten sich dabei. Alles war in Ordnung bis auf eine einzige Sache. Major Smith entdeckte bei einer Fahrt in entlegene Regionen des Planeten vier Zeltpflöcke aus Aluminium mit der Aufschrift ‚Made in Czechoslovakia', und nicht weit davon fand er ein verkohltes Stück Papier, dessen Zweck völlig unklar blieb. Eine Erklärung bot sich an: Überrest einer früheren Expedition. Nur: dort, wo Smith die Pflöcke fand, hatte es noch keine Raumschifflandung gegeben, und darüber hinaus war in der bisherigen Geschichte der Marsflüge keine Expedition von da verzeichnet, ja nicht ein einziger tschechischer oder slowakischer Teilnehmer einer anderen Expedition. Die Newsorowleute brachten die Pflöcke auf die Erde mit, die Wissenschaftler ergingen sich in Vermutungen, wie sie auf den Mars geraten sein mochten, und man äußerte verschiedene Hypothesen. Ein seniler deutscher Akademiker, dessen Urgroßvater in Ústí nad Labem geboren war, behauptete sogar, bei Karlovy Vary gäbe es eine geheime Station außerirdischer Wesen, die bei einem Aufenthalt auf dem Mars diese Corpora delicti vergessen hätten. Na, Dummheiten wurden genug erzählt, keiner wußte was, und so arbeitete eben die Phantasie. Mit der Zeit kamen andere Sensationen, und diese Sache geriet in Vergessenheit. In den wissenschaftlichen Kreisen der Marsologen legte man den Fall als kleinen Scherz von Major Smith still ad acta. Irgendein Schlaumeier ermittelte nämlich, daß Smiths Großmutter Tschechin war, eine geborene Lindová, und so zogen die ehrenwerten Herren den Schluß, daß Smith – getrieben von einer sentimentalen Regung gegenüber der Herkunft seiner Oma – sich aus der internationalen Öffentlichkeit herauskatapultiert, die Pflöcke mit auf den Mars genommen und sie dort untergeschoben habe. Dabei kramte man unter anderem die alte Geschichte mit den ‚Handschriften' aus und leitete daraus ab, daß wir ähnliche Späße eben im Blut hätten und sie zu unserer Tradition gehörten. Das alles waren jedoch Verleumdungen, denn es fand sich jemand, der das Geheimnis der Pflöcke lüftete."

„Wer?"

„Zénon Kotrbatý."

Der Alte verstummte, um unsere Überraschung auszukosten. Ich beobachtete ihn, wie er zufrieden die Augen zukniff, und hatte den Eindruck, daß er wieder mal fabulierte, wie damals, als er auf dem Bildschirm von seinem Besuch bei Karel Gott sprach.

„Wieso haben Sie Ihre Entdeckung nicht publik gemacht, Herr Kotrbatý?" fragte ich, da ich Lust verspürte, ihn vom hohen Roß zu werfen, ihm zu zeigen, daß ich auf seine Mätzchen nicht hereinfalle.

Kotrbatý fuhr auf seinem Stuhl herum und zeigte mit dem Finger auf mich. „Ha", rief er, „recht hat er, der Kujon! Nehmt euch ein Beispiel daran, Herrschaften, aus dem wird mal ein Journalist!" Und er blickte mich fast väterlich an. „Willst du wissen, weshalb ich das nicht publik gemacht habe? Ich werd's dir sagen: Der Mann, der die Pflöcke auf den Mars brachte und als erster Erdenbewohner den Boden des vierten Planeten betrat, hat mich gebeten, von seiner Tat zu schweigen. Also schwieg ich volle dreißig Jahre."

Das war auch für die anderen zuviel. Jedes Kind weiß, daß den Mars als erster der japanische Raumfahrer Yamamura im September einunddreißig betrat, und nun wollte Kotrbatý uns einreden, er kenne wen, der vor ihm dort war. Laut äußerten die Kollegen ihren Argwohn. In mir aber – und ich denke, es war nicht weil der Alte mich gerade gelobt hatte – weckte seine Mitteilung Interesse. Ich sage nicht Glauben, das nicht, wohl aber Interesse.

„Dreißig Jahre habe ich geschwiegen", hob der alte Kotrbatý an, als die Rufe und das spöttische Gelächter ein wenig nachließen, „erst bei der heutigen Übertragung sagte ich mir, ich habe nicht das Recht dazu. Wenigstens euch muß ich es erzählen. Der alte Pivoda ist tot, ich werde es auch bald sein, und es wäre nicht gut, wenn das mit mir unterginge und Major Smith in den Annalen der Geschichte der Marseroberung für immer nur als ungeschickter Fälscher und Betrüger figurierte. „Im Jahre achtunddreißig", fuhr Kotrbatý fort, „machte ich die Auslandsspalten im ‚Průboj' – das war eine der letzten Tageszeitungen. Für die Rubrik liefen alle Meldungen, Vermutungen, Theorien und Hypothesen über die Herkunft der von Smith gefundenen Pflöcke auf meinem Tisch zusammen. Dieser Bursche hatte wirklich Pech – fand die Pflöcke gerade, als er allein war, mit den anderen nur in Funkverbindung stand, visuell verfolgte ihn niemand, so daß schon in den ersten Tagen einige von einer Fälschung sprachen. Für uns war das recht pikant. Die Sache betraf uns ja zum Teil – es stand doch ‚Made in Czechoslovakia' darauf –, unsere Brust konnte schwellen bei der Publizität, nur brachte keiner von uns ein Wort dazu heraus, denkt das ja nicht! Ich war damals kein Greenhorn mehr, hatte fast fünfzehn Jahre Journalistik hinter mir. Und wie ich so die Meldungen lese, klingelt mit einemmal was in meiner Birne. Keine Erinnerung, eher eine Intuition, ein Signal blinkte einfach auf, daß ich schon was in der Hand gehabt hatte, das mit diesen Pflöcken zusammenhängen könnte. Bis ich so etwa ein halbes Jahr später mit dem D-Zug von Berlin zurückkomme… Vor Prag beginnt der Zug zu bremsen, ich schaue aus dem Fenster, wir fahren gerade durch Roztoky, dort steht an der Strecke ein Wärterhäuschen außer Betrieb und rund herum ein Garten voller Tulpen.

Jessesmaria, Kotrbatý! sagte ich da zu mir, dieses Häuschen hat doch in der Geschichte mit den Marspflöcken eine Rolle gespielt!

Ich kann nicht behaupten, daß ich gleich im Bilde gewesen wäre. Aber dann erinnerte ich mich. Mein erster Job bei der Zeitung war das ‚Sprachrohr junger Autoren', wo ich die Externen zu betreuen hatte. Da kam eines Tages ein Kumpel in Eisenbahnerkluft zu mir, na, gut über fünfzig mochte er sein, und brachte mir einen Beitrag. Ich sage Beitrag, weil es weder Fisch noch Fleisch war. Nannte sich ‚Wie wir den Mars eroberten', sah bald wie eine phantastische Erzählung aus, bald wie die authentischen Aufzeichnungen eines Raketentechnikers und bald wie eine Satire auf schlechte Dienstleistungen, weil der Held die Rakete zu Hause selber baute und sich ihre einzelnen Teile beschaffte, indem er den Ingenieuren der nahe gelegenen Raketenfabrik hier eine Wasserleitung reparierte, dort eine elektrische Anlage, eine kaputte Tür oder das Klo. Diese Ingenieure waren wirklich prima bei komplizierten Berechnungen, aber ein tropfender Hahn oder eine verzogene Türverkleidung brachte sie zur Verzweif-

Jaroslav Boček

Das Geheimnis der Marspflöcke

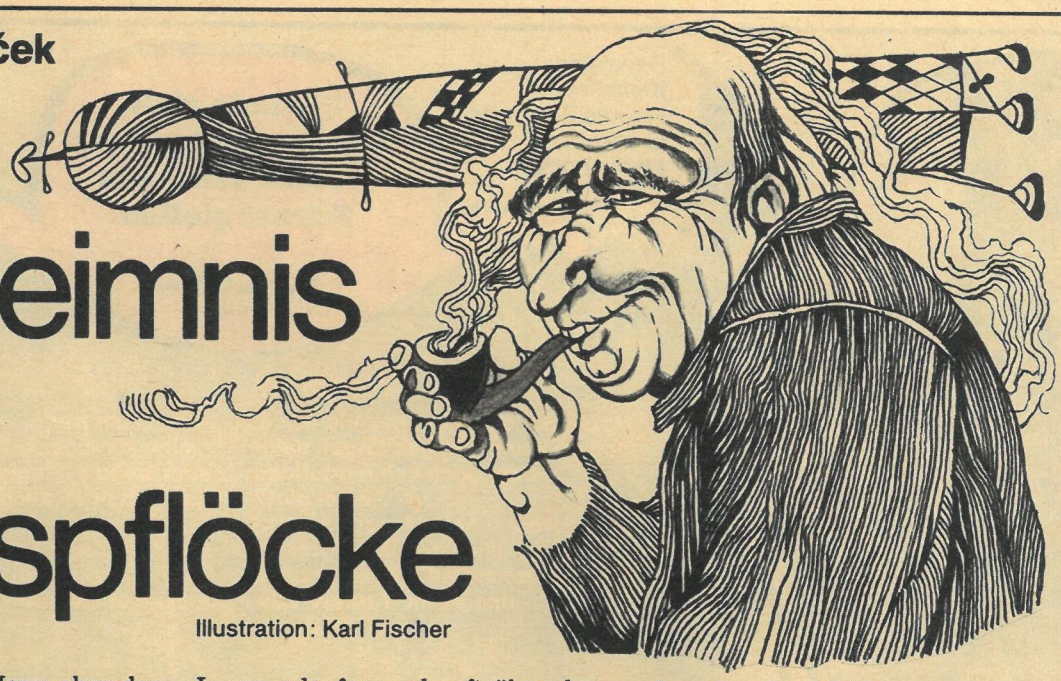


Illustration: Karl Fischer

lung. Ich gab dem Mann aber das Manuskript zurück, sagte, wir drucken keine wissenschaftlich-phantastischen Erzählungen, die Leser hätten kein Interesse mehr daran, und fügte hinzu, er solle uns was über die Liebe schicken, das sei jetzt mächtig in.

Erst als ich Jahre später wieder darüber nachdachte, fiel mir ein, daß es sich gar nicht um eine Erzählung handeln mußte, sondern um eine ungeschickte Wiedergabe eigener Erlebnisse. Es gab damals eine Raketenfabrik in Roztoky, und außerdem machte mich stutzig, daß der Held Eisenbahner war, genau wie der Bursche, der mir das Manuskript gebracht hatte. Alles paßte auf einmal ins Bild, bis auf die verdammten Tulpen. Daß welche am Wärterhäuschen in Roztoky wachsen, wußte ich, aber wie sie mir nun in den Kopf kamen, konnte ich ums Verrecken nicht begreifen.

Also begab ich mich nach Roztoky und spurte geradewegs auf das Häuschen an der Bahn los. Es war Spätfrühling, die Kirschenalleen hatten schon abgeblüht, die Sonne schien, und die Tulpen standen stramm wie die Zinnsoldaten. An der Schwelle der Blockstelle saß ein Opa, rauchte seine Pfeife und verstänkerte geradezu sündhaft die Frühlingsluft. Ich pirsche mich vorbei, beschaue ihn mir. Bekannt kommt er mir schon vor, aber wer würde einen Menschen wiedererkennen, den man nur einmal gesehen hat, dazu vor zehn Jahren!

‚Guten Tag', sagte ich, ‚Sie haben herrliche Tulpen.'

‚Tag. Tja, meine Alte, die ist versessen drauf', erwidert er und qualmt weiter wie eine Fabrik aus dem vorigen Jahrhundert. ‚Ich heiße Zénon Kotrbatý', stelle ich mich vor, ‚habe Ihre Tulpen aus dem Zug gesehen, und es ließ mir keine Ruhe, ich mußte sie mir anschauen.'

‚Na, und ich heiße Václav Pivoda', gibt er zurück, ‚Eisenbahner in Rente.'

Ich setze mich neben ihn, wir reden über die Tulpen, und ich überlege, wie ich von den Pflöcken anfangen soll. Da kommt wie gerufen ein Junge gelaufen und ruft über den Zaun: ‚Herr Pivoda, die Tante schickt mich, unsere Dusche ist kaputt, und Sie sollen sie sich mal ansehen – abends oder morgen vormittag.'

‚Kann das der Vati nicht machen?'

‚Der hat sie schon repariert, aber jetzt ist es noch schlimmer.'

‚Na gut', brummt Pivoda. ‚Sag, daß ich komme.'

‚Sie machen das immer noch?' erkundige ich mich.

‚Was?'

‚Solche Gelegenheitsarbeiten.'

‚Ja, noch immer. Wissen Sie, diese Jungschen haben für Reparaturdinge alle linke Hände. Nötig hab ich das nicht, nur wenn ich's ihnen nicht richte, was dann? Hören Sie mal, junger Mann, wenn Sie von irgendeiner Kontrolle kommen, sind Sie bei mir auf dem Holzweg!'

‚Von einer Kontrolle nicht, aber mich würde interessieren, was Sie darüber wissen', sagte ich und ziehe ein paar Fotos der Smithschen Pflöcke aus der Tasche.

Pivoda zuckte mit keiner Wimper. Er paffte zweimal, stieß eine Wolke Schwefelrauch aus und sagte dann: ‚No, ich hatte Sie gleich erkannt, Herr Redakteur, auch wenn Sie etwas zugenommen und eine Glatze bekommen haben in den paar Jahren. Wundern Sie sich nicht, aber ich habe erwartet, daß Sie zu mir kommen, wo jetzt so eine Aufregung darüber in der Welt ist.'

‚Mein Gott!' entfuhr es mir. ‚Sie waren tatsächlich auf dem Mars?'

‚Ja, war ich', meinte er nur, als handle es sich um einen Ausflug nach Libčice und Levý Hradec.

‚Das muß' – ich rechnete rasch – ‚spätestens im Jahre neunundzwanzig gewesen sein. Herrgott, da waren Sie ja der erste Mensch, der dort hingekommen ist!'

‚Hm, wird wohl so sein, darum ging's ja, oder?

‚Und die Rakete haben Sie wirklich allein zusammengebaut, Stück für Stück, das eine für die Wasserleitung, das andere fürs Klosett, wie Sie es damals beschrieben?'

‚Wie denn sonst? Ich bin doch nicht die Akademie der Wissenschaften oder die Ford-Stiftung, nur ein kleiner tschechischer Eisenbahner. Wenn ich's beweisen wollte, mußte ich's auf meine Art angehen.'

‚Ich bitte Sie, wie lange haben Sie denn dazu gebraucht?'

‚So lange auch wieder nicht. Etwas über vier Jahre.'

‚Und die Flugbahn, wann starten und wann zurückkehren, haben Sie auch selbst berechnet?'

‚Tja, damit hab ich mich am meisten geschunden. Ein Ingenieur von hier hat's mir auf der Maschine ausgerechnet, ein unverschämter Kerl. Ein ganzes Badezimmer mußte ich ihm dafür bauen und ein Treibhaus an der Villa obendrein. So ein Halsabschneider! Selber war er damit an vier Abenden fertig, und ich schuftete einen ganzen Monat!' Vor Erregung spuckte Pivoda aus. Ich muß wohl nicht sagen, daß mir der Kopf schwirrte. Den größten Karpfen meines Lebens hielt ich da in der Hand...

‚Herr Pivoda', sage ich wie in Ekstase, ‚das ist ja phantastisch, die Sensation! Verraten Sie mir nur, weshalb haben Sie sich darauf eingelassen? Wieso haben Sie das eigentlich gemacht?' ‚Was heißt wieso? Damit die nicht denken, sie können uns was verbieten.'

‚Was verbieten?'

‚Na, man hat uns, den Tschechen, doch verboten, zum Mars zu fliegen. Also sagte ich mir, da fliege ich gerade hin, wenn man uns das verbietet. Sonst wär ich nicht dem Trikot nachgejagt, wenn es sich nicht um eine so grundsätzliche Sache gehandelt hätte.'

Seine Erklärung verwirrte mich etwas. Vorsichtig fragte ich also: ‚Entschuldigen Sie, aber wer hat uns das verboten?' ‚Was weiß ich, wer!' Erneut spuckte Pivoda aus. ‚Diese Lumpen! Moment, ich zeige es Ihnen.'

Er lief ins Haus und kam nach einer Weile mit einer angegilbten Zeitung in der Hand zurück, deutete auf eine kleine, mit Rotstift stark umrandete Notiz.

‚Unser UNO-Sonderberichterstatter meldet', las ich, ‚daß die gestrige Vollversammlung der Vereinten Nationen eine von Brasilien eingebrachte bedauernswerte Resolution mit knapper Mehrheit angenommen hat, nach der den Kurden, Tschechen und Patagoniern bis auf Widerruf alle Versuche eines Fluges zum Mars verboten sind. Unser Delegierter wies vergeblich darauf hin, daß es sich um eine Verschwörung gegen die kleinen Völker handle. Zum Glück, fügen wir von der Redaktion hinzu, hat dies in Böhmen gegenwärtig auch niemand vor.'

So etwas hatte ich noch nie gehört. Ich blätterte auf die erste Seite zurück und begriff augenblicklich: Es war die ‚Práce' vom 31. 12. 2025.

‚Aber das ist doch die Silvesternummer, Herr Pivoda!' platzte ich heraus und bedauerte es auch gleich.

Pivoda riß die Augen auf und begann nach Luft zu ringen.

‚Man hat es uns also nicht verboten?' gurgelte er schließlich. ‚Es war nur ein Jux, und ich habe alles umsonst gemacht?'

‚Was heißt umsonst? Sie waren als erster auf dem Mars. Das ist doch gewaltig, toll! Wenn ich das morgen in die Welt schicke, rauchen die Leitungen.'

‚Wagen Sie, etwas zu melden!' schrie er mich an. ‚So eine Blamage! So eine Schande!'

Nun, was soll ich weiter sagen? Pivoda entlockte mir das Versprechen, daß alles unter uns bleibt. Es verdroß ihn schrecklich, einem dummen Silvesterscherz aufgesessen zu sein. Abends, als ich abfuhr, war er schon ruhiger. Er hatte mich überzeugt, daß es nicht wichtig sei, ob einer weiß, daß wir als erste auf dem Mars waren. Wichtig sei vielmehr, daß wir dort waren, wenn auch nur infolge eines Irrtums.

Und das ist eigentlich die ganze Geschichte mit den Marspflöcken!"

Kotrbatý hatte zu Ende erzählt.

Im Büfett „Bei Oma" war es still. Niemand von uns wußte, was er denken und wie er reagieren sollte.

„Herr Kotrbatý", ließ ich mich endlich vernehmen, „Sie haben die Tulpen vergessen. Warum spukten sie Ihnen im Kopf herum?" „Ach ja, die Tulpen! Herr Pivoda landete bei der Rückkehr im Tulpenbeet und machte alle kaputt. Seine Frau sprach ein halbes Jahr kein Wort mit ihm."

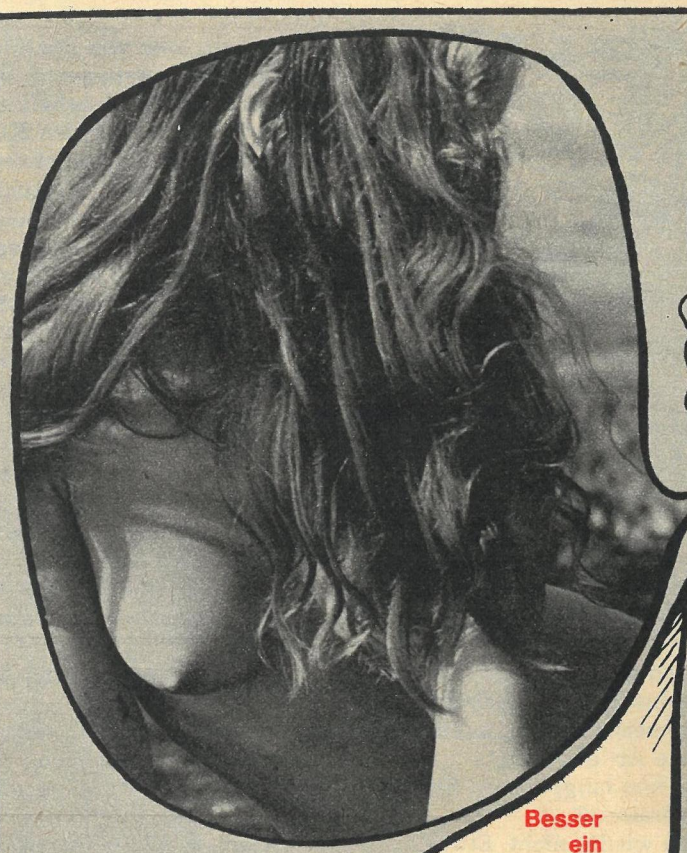
„Und das verkohlte Papier, das Major Smith fand?"

„Eine Krankschreibung war's. Wißt ihr, wozu man so sagte? Eine Bestätigung vom Arzt, daß der Betreffende krank ist und zu Hause bleiben kann. Pivoda brauchte für die Reise zum Mars und zurück insgesamt sieben Wochen, hatte aber bloß fünf Wochen Urlaub. So gab ihm Dr. Ondřišek für vierzehn Tage eine Krankschreibung und Pivoda reparierte ihm dafür den Zentralheizungskessel."

Aus dem Tschechischen von Heinz Koblischke

Halunken gelobt zu werden. Robert Schumann

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch



Schmidt

Besser ein erfahrener Teufel als ein unerfahrener Engel.
Zigeunersprichwort

Sammle dich, Glockenspeise, der Teufel will einen Mörsel gießen.
Martin Luther

Hexen sind die Engel der Hölle.
Gürek

Teufelsbraten

Macht Sie das nicht nachdenklich, daß es keine lustigen Engel, dafür aber auch keine traurigen Teufel gibt? Sonderbar – kein Mensch spricht abfällig von jungen Hexen. Kein Engel kommt auf die Dauer ohne eine kleine Teufelei aus.
G. W. Heyse

Himmlisch war's, wenn ich bezwang meine sündige Begier, aber wenn's mir nicht gelang, hatt' ich doch ein groß Pläsier.
Heinrich Heine

Der Teufel hat Gewalt, sich zu verkleiden in lockende Gestalt.
Shakespeare

2 Wochenspruch

Bosheit ist bloß eine Art Ungeschicklichkeit.
B. Brecht

Ich müßte eine Hölle haben für meinen Zorn, eine Hölle für meinen Stolz – und die Hölle der Zärtlichkeit. Ein Konzert von Höllen.
Rimbaud

Wer Ruß auf andere bläst, bekommt ein schwarzes Gesicht. sorbisch

Das Fell des Teufels taugt nicht einmal für die Pauke. bulgarisch

Gott gab uns den Zahn, der Teufel den Nerv.

Man brachte den Schwätzer zur Hölle. Da sagte er: Euer Brennholz ist schlecht. arabisch

Die Hexe und der Engel

Eine flotte Großstadthexe, nicht mehr blutjung, aber noch lange nicht alt, fuhr im „Blauen Express" nach Süden. Im Koffer hatte sie die Einweisung in ein erstklassiges Sanatorium und zweihundertfünfzig Rubel, die ihr ihr Angetrauter geschenkt hatte. Die Hexe fühlte sich wie im siebenten Himmel. Da nahm im Abteil ein blonder Engel Platz. Er war jung und schön, mit Augen, die so rein und naiv waren, daß sich die Hexe an ihnen nicht sattsehen konnte. Die Fahrt währte lang, und das Großstadthexlein vergaß seinen Mann, seine vier kleinen Teufel zu Hause und dachte nicht mehr im Traum an die Spondylose. Als der Expreß in Sotschi einfuhr, brannte die Liebe mit höllischer Kraft in ihr. Und Hexe und Engel schworen sich Treue bis ans Lebensende. Minuten darauf flog eine Depesche in die Hauptstadt: „Habe einen Engel getroffen, den ich bis in die Ewigkeit lieben werde. Suche dir eine andere. Hexe" Die Quittung des Postamtes vor sich hertragend, fühlte die kleine Hexe, wie ihr langsam Flügel wuchsen. Selig schwebte sie zum Bahnhof zurück. Aber dort waren weder ihr Koffer (mit den zweihundertfünfzig Rubeln) noch der blonde Engel mit den blauen, naiven Augen zu sehen.
Die Hexe läuft hierhin, die

Tesler, Moskau

Beeilt euch! Sie werden kalt!

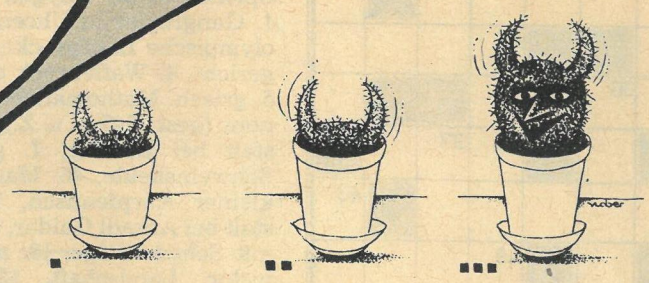
Es kann einem nichts Schlimmeres passieren, als von einem

Der Teufel ist für die Erwachsenen was der Schornsteinfeger für die

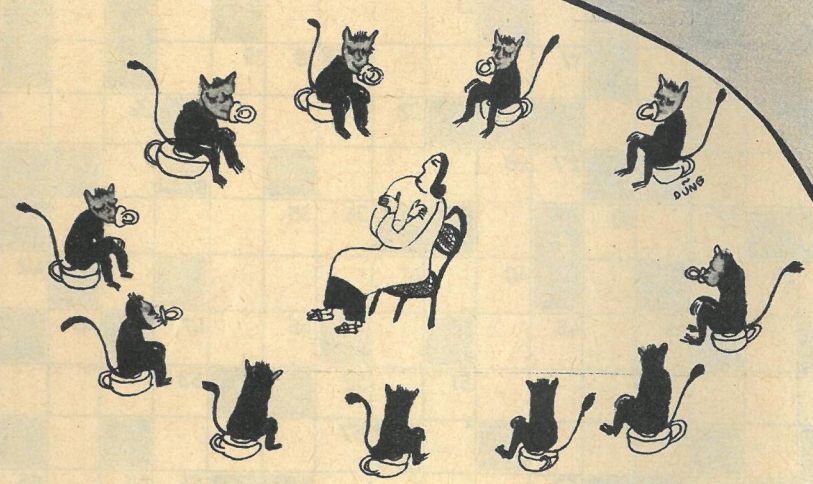
sind Schecks, die man auf eine Bank zieht, bei der man kein Konto hat. Oscar Wilde

Geraten dem klugen Maler die Engel nicht, macht er Teufel daraus.

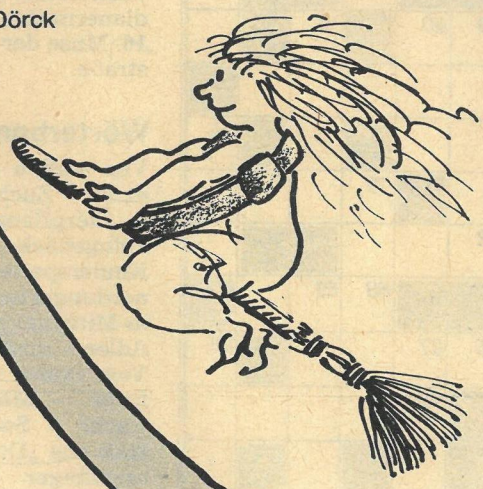
Vlaber, Kaunas



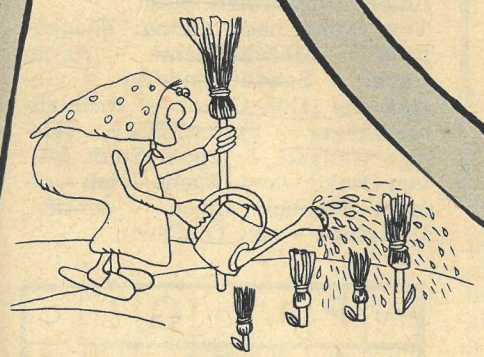
Ly Truc Dung, Hanoi



Dörck

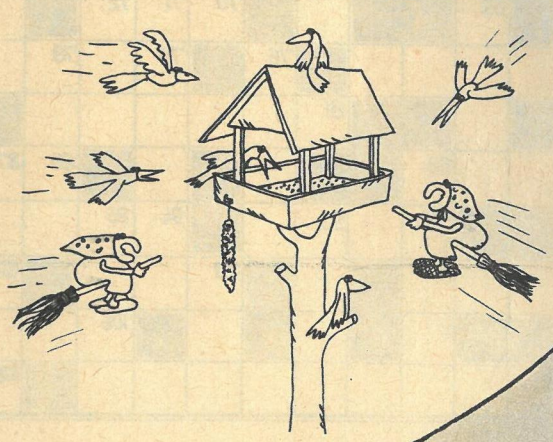


Schneider



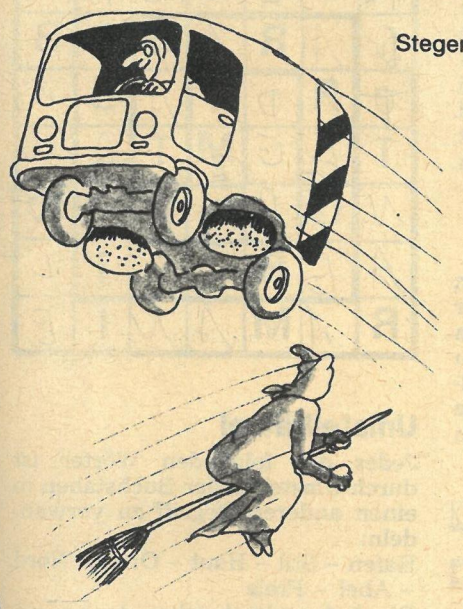
Hexe ist kein Beruf, sondern Berufung.
M. Hinrich

Schneider

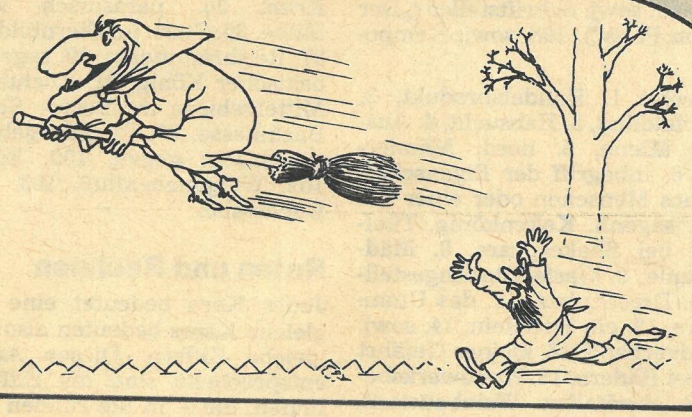


Besser mit einem Weisen in der Hölle als mit einem Narren im Paradies. Aus dem Jiddischen

Steger



Kasanewski, Kiew

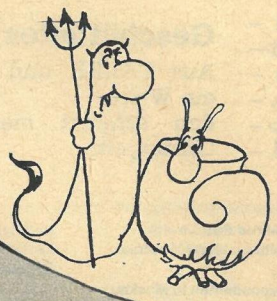


Hexe läuft dorthin... Dann wendet sie sich an die Miliz. „Immer dasselbe", gähnt dort jemand, „die nettesten Engel fallen auf die gerissensten Teufel herein." Die Hexe läuft zurück, am Postamt vorbei. Da erinnert sie sich ihres Mannes, der vier kleinen Teufel und ihrer Spondylose. Dann fliegt eine neuerliche Depesche in die Hauptstadt: „Habe mich geirrt. Der Engel kann mir gestohlen bleiben. Für immer die Deine! Hexe."

Aus dem Russischen von Fritz Pietzonka

Die edle Hexe schadet dir völlig uneigennützig.
M. H.

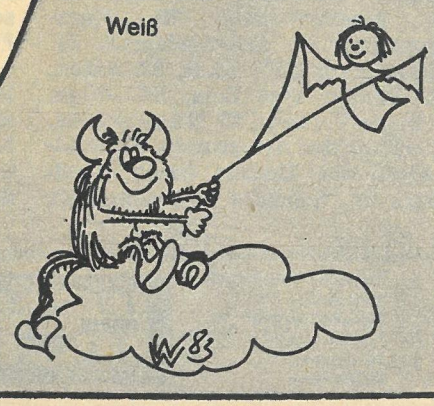
Beelzebübchen, der feuerfeste Rösterschneck von Lippok



Der Mund eines schönen Mädchens ist die Glocke des Teufels. Zigeunersprichwort

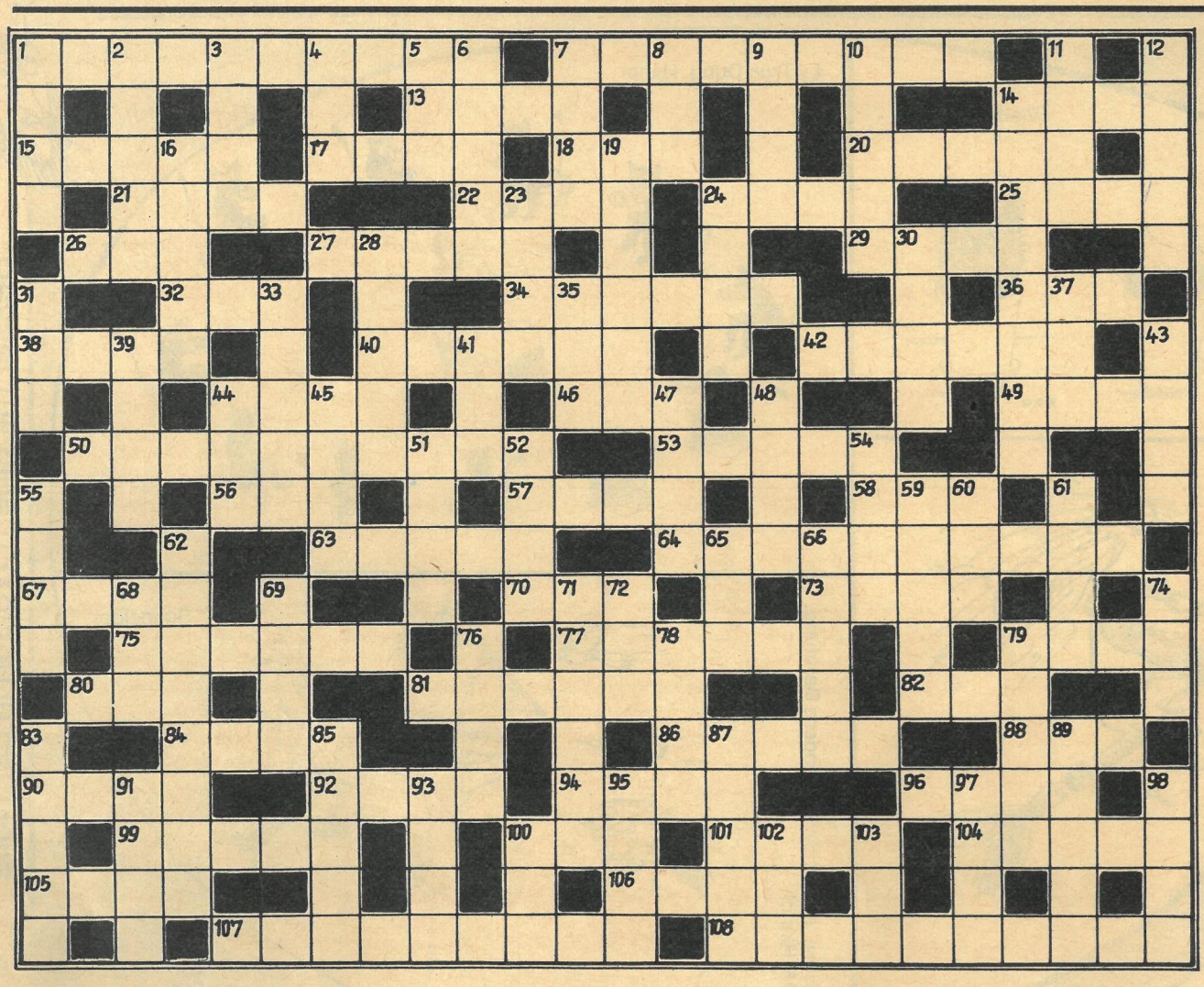
Tesler

Weiß



Kinder. Friedrich Hebbel

In der Hölle ist der Teufel ein positiver Held. Stanislaw Lem



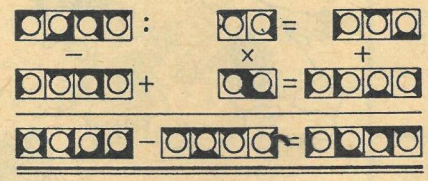
Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Erfinder des russ. Porzellans (1720–1758), 7. russ. Dichter des 19. Jh. („Der Gefangene im Kaukasus"), 13. Weinernte, 14. Sportboot, 15. pflanzl. Kletterorgan, 17. früheres Papierzählmaß, 18. amerikan. Riesenkröte, 20. svw. steinreicher Mensch, 21. Possenreißer, Spaßmacher, 22. engl. Adelstitel, 24. Fischfett, 25. österr. Bezeichnung für Maultier, 26. Wurfspieß, 27. holländ. Dokumentarfilmregisseur, 29. altgriech. Küstenlandschaft, 32. Wagenteil, 34. lichtstarkes Fotoobjektiv, 36. Maßeinheit des elektr. Widerstands, 38. Futterpflanze, 40. im Altertum Hauptstadt Assyriens, 42. Lautäußerung des Menschen und vieler Tiere, 44. ein Halbedelstein, 46. Papageienart, 49. Stadt im Sauerland/BRD, 50. sowj. Mathematiker, 53. Friedenssymbol, 56. arabischer Männername, 57. Schuhmacherwerkzeug, 58. engl. Anrede, 63. Bewegungsform der Materie, 64. russ.-sowj. Pflanzenzüchter und Biologe (gest. 1935), 67. Großspeicher, 70. Fluß zum Asowschen Meer, 73. ethischer Begriff, 75. Bettfedernhülle, 77. Hauptstadt des USA-Staates Massachusetts, 79. Kuranebenfluß, 80. Abschiedsgruß, 81. tektonischer Riß; Kluft, 82. selten, 84. Roman von Zola, 86. Rüge, strenger Verweis, 88. Niederschlag, 90. Ritter der Artusrunde, 92. Maßeinheit des Drucks (nach Torricelli), 94. früheres Holzraummaß, 96. nordungar. Weinbaustadt, 99. staatl. sowj. Verwaltungseinheit. Kreisstadt im Bezirk Leipzig, 100. Mädchenname, 101. Amtstracht, 104. Schriftstücke, 105. Hauptstadt der Ukraine, 106. Staat in Vorderasien, 107. sowj. Schriftsteller („Der Fall von Paris"), 108. sowj. Komponist.

Senkrecht: 1. Handelsprodukt, 2. Forstschädling, 3. Habsucht, 4. Aussehen, Miene, 5. nord. Männername, 6. Inbegriff der Eigenschaften eines Menschen oder einer Sache, 7. sagenh. Keltenkönig, Titelgestalt bei Shakespeare, 8. Mädchenname, 9. Gaststättenangestellter, 10. Dreschplatz, 11. das Unantastbare, 12. ein Edelstein, 14. sowj. Jugendverband, 16. kleines Gefährt mit zwei Rädern, 19. Handwerksberuf, 23. oberitalien. Weinbaustadt, 24. englisch: Mannschaft, 28. niederländ. Stadt a. d. Maas, 30. Klebemittel, 31. Wintersportgerät, 33. Antennenart, 35. Mädchenname, 37. poln. Halbinsel, 39. engl. Schulstadt, 41. griechisch: neu, 43. Fruchtinneres, 44. Großmutter, 45. flink, beweglich, 47. Lebenshauch, 48. vielfarbig, 51. Teil des Weinstocks, 52. Trennelement zw. Räumen, 54. Stadt in Luxemburg, 55. sowj. Nachrichtenagentur, 59. Funktionärin der deutschen proletar. Frauenbewegung (gest. 1911 in Berlin), 60. französisch: Straße, 61. alkohol. Getränk, 62. sowj. Bildhauer (gest. 1971), 65. Erfüllungsstand, 66. Niederung, 68. Augendeckel, 69. Öl- u. Faserpflanze, 71. 72. Bedrängnis, 74. nordamerikan. Staatenbund (Abk.), 76. musikal. Bühnenwerk. 78. südfranzös. Hafenstadt, 79. Pionierlager a. d. Krim, 83. parasitisch lebende Milbe, 85. Stern im Sternbild Adler, 87. Reisbranntwein, 89. sagenh. altbritischer König, 91. Zuchttier, 93. Mittelgebirge im Bezirk Suhl, 95. Backmasse, 97. Künstlergehalt, 98. griechisch: gegen, 100. Eulenart, 102. Wolganebenfluß, 103. griech. Buchstabe.

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.

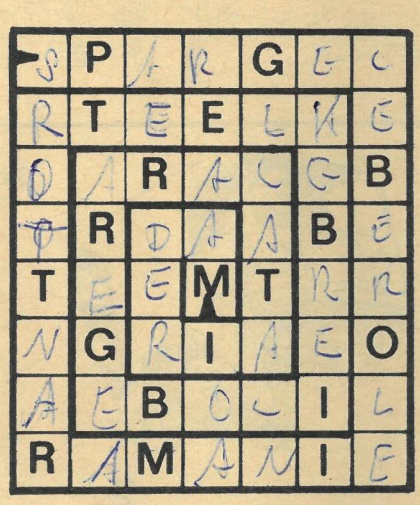


Silbenrätsel

Aus den Silben a – a – a – ba – beul – chaus – de – die – e – fall – gei – gu – ka – ke – ken – lan – lasch – les – lei – li – ma – man – mi – mur – nau – ne – ni – nor – ra – ra – ra – ruh – schin – se – see – tha – the – thon – ti – u – u – u – un – un – zie sind 17 Wörter zu bilden, deren erste und fünfte Buchstaben – beide jeweils von oben nach unten gelesen – ein Sprichwort der Adygen ergeben:
1. Gangregler in Uhren, 2. längste olympische Laufstrecke, 3. Fleischgericht, 4. Waffenrock der Ulanen, 5. griech. Mathematiker und Astronom (gest. 545 v. u. Z.), 6. Titelgestalt bei Lessing, 7. geräucherte Schweinskeule, 8. Mauerstein, 9. kleiner Karpfenfisch, 10. Titelgestalt bei Arkadi Gaidar, 11. Ereignis mit Schadenfolge, 12. nordfranzös. histor. Landschaft, 13. kleinlich denkender Mensch, Spießer, 14. Industriestadt im Bezirk Dresden (Indianermuseum), 15. griech. Göttin, 16. Muse der Sternkunde, 17. Landstraße.

Wörterband

Von außen nach innen: Feingemüse – Zuchttier – techn. Ölsäure – Zierpflanze (Fuchsschwanz) – Feingebäck – Mädchenname – Kinderspeise – Anerkennung – nordungarische Stadt – sowj. See in Mittelasien – Stern im Sternbild Adler – niederländ. Stadt.
Von innen nach außen: Fliegenlarve – Mädchenname – Amtstracht – Sanddünenwüste – Gestalt aus „Don Carlos" – Nachlaßempfänger – Futterpflanze – lässige Gangart – japan. Stadt östl. von Osaka – svw. Sucht, Trieb – offener Feldbahnwagen – schriftl. Unterlage – eine Ölpflanze.



Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:
Hafen – Stil – Haut – Oran – Nord – Abel – Preis
Die Anfangsbuchstaben der neugebildeten Wörter ergeben – nacheinander gelesen – die Bezeichnung für einen Plattfisch.

Geschütteltes

Aus TALER und MUSKEL wird ein Wein,
den schenkt man gern seinen Gästen ein.

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

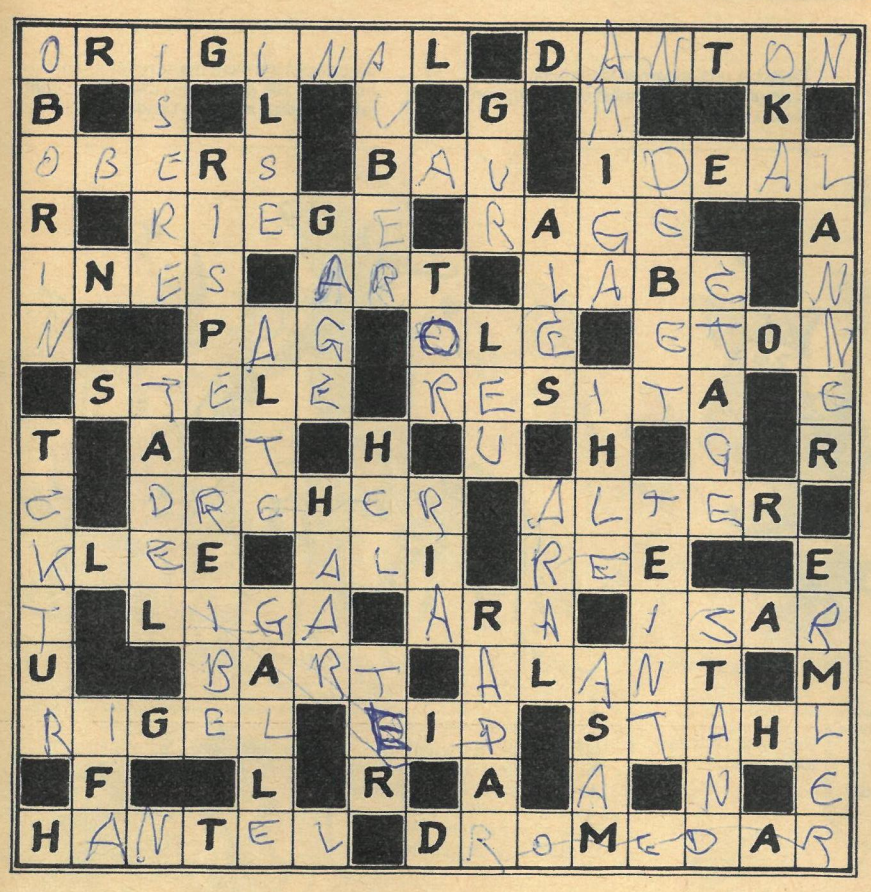
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow, Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Barbara Schablinski

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Korbblütler (Heilpflanze), 2. südfranzös. Bergbaustadt, 3. arab. Männername, 4. weibl. Bühnenrolle, 5. Lebensjahre, 6. Schallplattenmarke, 7. Papageienart, 8. sowj. See in Mittelasien, 9. Gattung, 10. bayr. Künstlerfamilie des 17. und 18. Jh., 11. französ. Opernkomponist (gest. 1871), 12. Schlüsselteil, 13. Behausung von Fuchs und Dachs, 14. Gestalt der Französ. Revolution (gest. 1794), 15. Begriff aus der Buchhaltung, 16. Facharbeiter i. d. Metallbearbeitung, 17. einhöckriges Kamel, 18. Schwur, 19. sowj. Filmregisseur („Die große Wende"), 20. Stockwerk, 21. engl. Schulstadt, 22. Künstlergehalt, 23. Absonderung der Leber, 24. mehlart. Mineral, 25. Kopfschmuck, 26. Sportgerät, 27. poln. Halbinsel, 28. Vorbild höchster Vollkommenheit, 29. Automobilwerke in Ludwigsfelde/Bez. Potsdam, 30. abgelaichter Hering, 31. Fluß im Harz, 32. Mädchenname, 33. Donaunebenfluß, 34. Nebenfluß der Rhône, 35. Futterpflanze, 36. Elbenebenfluß in der ČSSR, 37. österr. Komponist und Kapellmeister (gest. 1843), 38. dichterisch: Löwe, 39. Klasse im Sport, 40. österr. Bezeichnung für süße Sahne, 41. sowj. Pianist (gest. 1974), 42. Wolganebenfluß, 43. nord. Männername, 44. Urschrift, 45. jugoslaw. Adriainsel, 46. Funkmeßverfahren, 47. Wut, Raserei, 48. Wendekommando, 49. Küchengerät, 50. rumän. Stadt im Banat, 51. Mädchenname, 52. Turnerabteilung, 53. Stern im Sternbild Orion, 54. Blütenstand, 55. svw. schmiedbares Eisen, 56. Platz, Stelle, 57. aufrecht stehende Tafel, 58. strenger Verweis. 59. Gesichtsfarbe, 60. Textberichtigung durch Überkleben, 61. nordostspanischer Küstenfluß, 62. Treffer bei Feldballspielen.

Vom Kern zum Wort

Waagerecht: 1. Schlinge, Schlaufe, 2. negativ geladenes Elementarteilchen, 3. japan. Hafenstadt, die im August 1945 durch die zweite

1	S	C	H	L	E	I	
2	E	L	E	K			
3	N	A	G	A	S		
4	E					S	E	E
5	F	R	A	K	T		
6	E	L	A	B	O	R	
7	L	O	T	T	E	R	
8	D	I	P	L	O	M	A
9	E	N	S	E	M		
10	R	E	V	I	S		

Atombombe der Amerikaner zerstört wurde, 4. salziges Binnengewässer bei Wolgograd, 5. Gesamtheit der Abgeordneten einer Partei, 6. schriftl. Ausarbeitung; Machwerk, 7. Verlosung, Glücksspiel, 8. Staatsmann, offizieller Vertreter eines Staates im Ausland, 9. Künstlerkollektiv, 10. Durchsicht, Überprüfung.

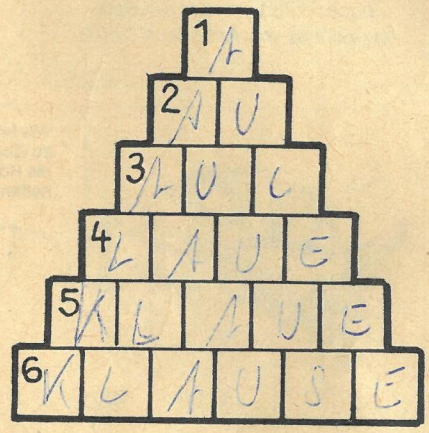
Senkrecht: Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben den Namen des Erfinders des Steindrucks (1771–1834).

Um die Ecke gedacht

Gesucht wird „ein Mann, der Vitamin-C-reiche Früchte zusammenlegt".

Rätselpyramide

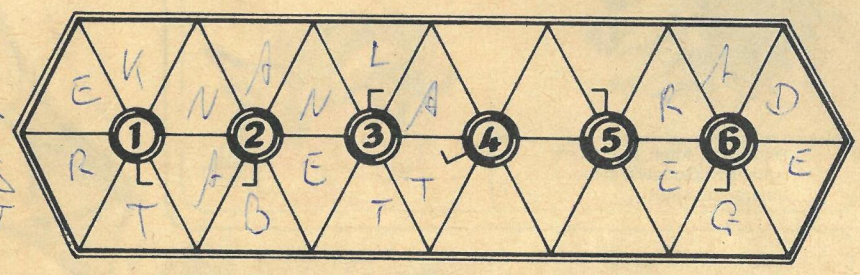
Für jedes Lösungswort werden die Buchstaben des vorangegangenen Begriffs – zusätzlich eines weiteren – verwendet:
1. Vokal, 2. chem. Zeichen für Gold, 3. Siedlung sowj. Turkvölker, 4. deutscher Physiker u. Nobelpreisträger (gest. 1960), 5. Huf der Paarzeher (z. B. Rind, Ziege), 6. svw. enger Raum; Einsiedelei.



Wabenleiste

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung:

1. Spezialschiff, 2. Südfrucht, 3. Zaunteile, 4. Kettengebirge im Süden Kleinasiens, 5. sowj. Musikforscher (schrieb Biographien von Händel und Wagner), 6. kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten.
Die Buchstaben in den oberen Feldern der Figur ergeben den Namen einer Stadt südwestlich von Moskau.



Auflösungen aus Heft 24/1985

Kreuzgitter. Waagerecht: Emil (15), Olive (51), Gelb (24), Samba (60), Ester (17), Ido (29), Obers (49), Naab (47), Kaliber (37), Genetik (25), Adana (1), Aga (3), Rosa (57), Krad (39), Stoa (62), Alma (5), Moser (46), Lohe (43), Vertrag (78), Kai (36), Omar (53), Pisa (59), Tar (71), Sirenen (64), Ibis (31), Korez (40), Sire (67), Aram (7), Rest (55), Saum (69), Ade (10), Tobol (74), Kumarin (38), Isolani (34), Emir (19), Etüde (20), Uil (75), Arasi (8), Etage (22), Taka (72), Ikone (32), Orne (54).
Senkrecht: Erika (16), Isola (35), Ia (41), Oboe (50), Labrador (42), Vergaser (79), Esse (18), General (26), Erato (21), Bubka (13), Dadal (14), Aischa (9), Inka (33), Bar (11), Amerika (4), Trapeze (73), Amati (6), Maori (45), Stier (65), Okapi (52), Eiche (23), Vas (77), Gin (27), Abraum (2), Romantik (58), Nereiden (48), Samarra (63), Stol (66), Rioni (56), Sto (70), Skeet (61), Umiak (76), Bauer (12), Lilie (44), Iesi (30), Sete (68), Go (28).
Einer fehlt: Bu(s)ch, Ba(c)ke, Re(h)e, We(i)he, Re(a)ktor, Ko(p)ra, Br(a)ut, Lu(r)ch, Rh(e)in, Fe(l)der, Bo(l)zen, St(i)er. – Schiaparelli.
Um die Ecke gedacht: Megaphon.
Wabenleiste: 1. Krater, 2. Angara, 3. Raglan, 4. Lugano, 5. Folgen, 6. Neapel. – Kaluga.
Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Lek, 2. Reger, 3. Laren, 4. Leder, 5. Tatar, 6. Kokon, 7. Gabel, 8. Dauer, 9. Gag.
Von der Zahl nach links: 3. Lel, 4. Lager, 5. Terek, 6. Kader, 7. Goten, 8. Dakar, 9. Gabor, 10. Nauen, 11. Gel.
Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Labe, 3. Kama, 5. Nase, 6. Ate, 7. Sporen, 8. Male, 9. Parodontose, 12. Sana, 13. Lilie, 14. Sete, 15. Dame, 16. Neon, 17. Sterlet.
Senkrecht: 2. Benares, 4. Manieren, 6. Anapa, 7. Spoleto, 8. Madonna, 10. Rosalie, 11. Sekante, 13. Liane, 14. Semester.
Raten und Rechnen:

4410	:	45	=	98
−		×		+
224	+	84	=	308
4186	−	3780	=	406

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 11) aus Heft 22/1985

Waagerecht: 1. Esk, 4. Ambarzumjan, 13. Tamm, 15. Portier, 16. Ero, 17. Moor, 18. Mir, 19. Lord, 20. Listen, 22. Oder, 25. Nana, 27. Bart, 29. Lore, 30. Esel, 33. Este, 35. semi, 36. Kama, 38. Aitmatow, 40. Iridium, 43. Kalaf, 45. Made, 47. Sera, 48. da, 49. Fès, 51. Selenga, 55. Urfa, 57. Ingo, 59. Ei, 60. Erk, 61. Irma, 63. Uran, 65. Imam, 68. one, 70. AN, 71. Oleg, 73. Laie, 75. Quallen, 79. Bai, 80. Ar, 81. Real, 83. Grau, 85. Lenin, 87. Eingabe, 89. Variante, 92. Abel, 93. Dere, 95. Ulli, 97. Erda, 98. Tann, 99. Moos, 101. Ussa, 104. Zimt, 105. Angara, 107. Stan, 109. Onkolog, 112. Emet, 113. NUK, 114. Leninsk, 115. Sole, 116. Wehr, 117. Leninogorsk, 118. Aerosol.
Senkrecht: 2. Spin, 3. Kora, 4. Atlas, 5. Mio, 6. Berber, 7. Arda, 8. Zelt, 9. Uri, 10. Moslem, 11. Amerika, 12. None, 13. Troika, 14. Murmansk, 21. Tom, 23. Nei, 24. Lem, 26. Newa, 28. Rede, 31. Stil, 32. Lahn, 34. Tier, 35. Suan, 37. Affe, 38. Aus, 39. Omar, 41. Isar, 42. Irina, 44. Lei, 46. Dual, 48. Dom, 50. Erbe, 52. Erna, 53. Ek, 54. Gin, 56. Fugen, 58. Gier, 59. Emu, 62. Mor, 64. Alla, 66. Aqua, 67. Al, 68. Obraszow, 69. Eile, 70. Ahn, 72. Erie, 74. Igel, 76. Arie, 77. Land, 78. Nie, 80. Andante, 82. Agio, 84. Avis, 86. Elster, 87. Ernani, 88. Buster, 90. Arioso, 91. Tagolo, 94. eng, 96. Lunik, 98. Tael, 99. Mako, 100. Oslo, 102. Sosa, 103. Anke, 106. Run, 108. Ans, 110. Los, 111. Gel. **Lösungswort:** Moskauer Metro.

Es gewannen:

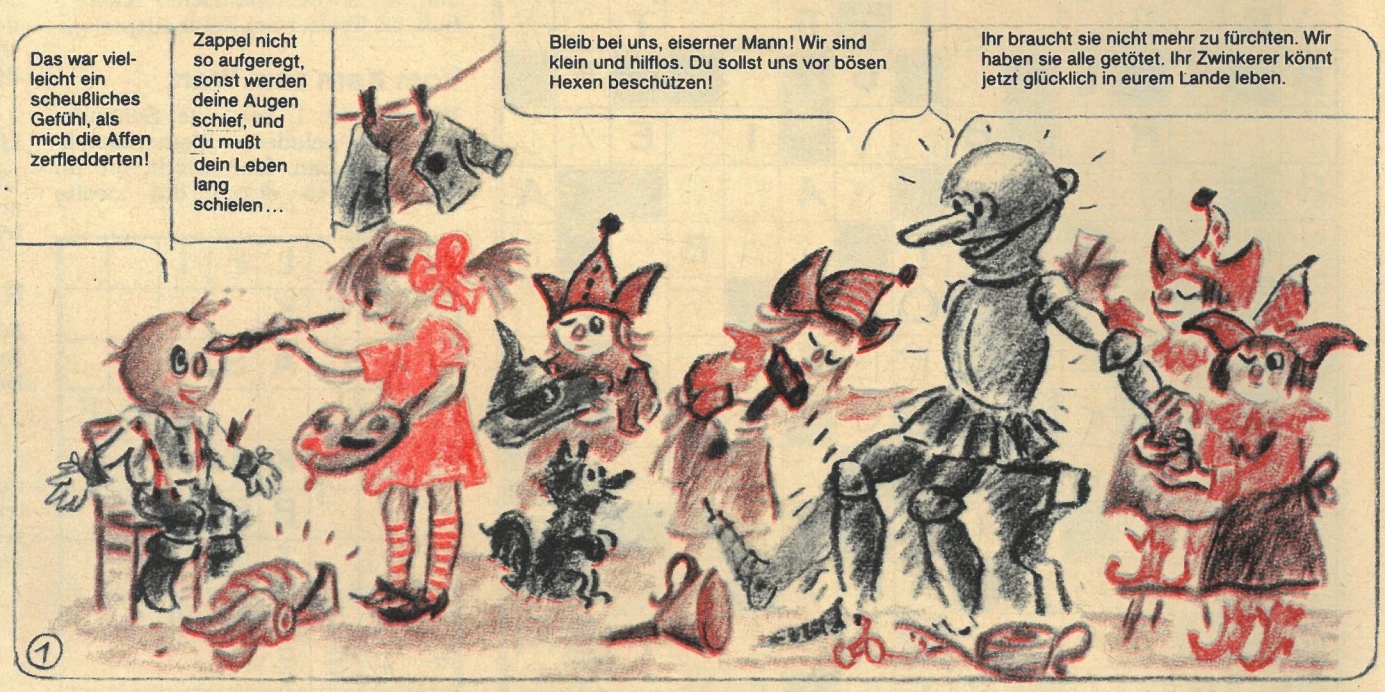
1. Preis:	100,– M	E. Kallwitz 7301 Limmritz
2. Preis:	75,– M	Frieda Schwarze 7300 Döbeln
3. Preis:	50,– M	A. Günther 6000 Suhl
4. Preis:	25,– M	G. Ullrich 1035 Berlin

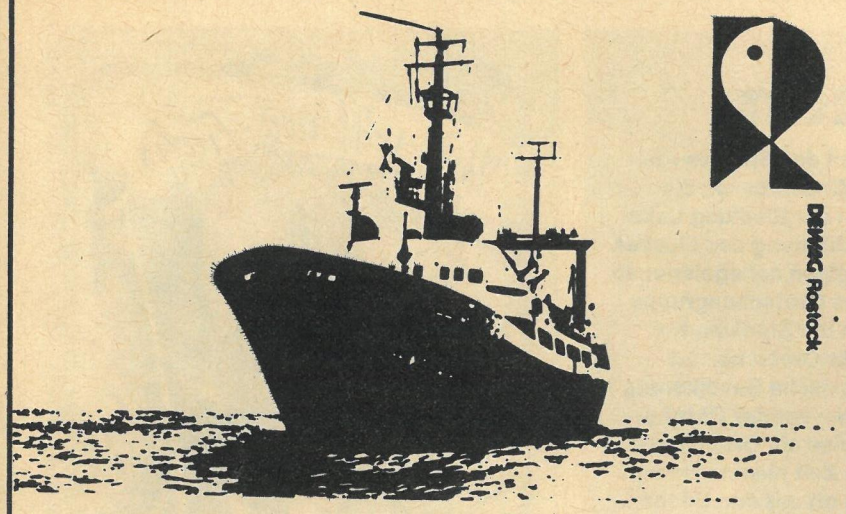
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Aus dem gleichnamigen Buch des sowjetischen Schriftstellers Alexander Wolkow, nacherzählt von Karin Kopp, gezeichnet von Anneliese Dörck.





DEWAG Rostock

Mit moderner Fangflotte

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten im Bereich:

Fischverarbeitung
als Produktionsarbeiter

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
– Mindestalter 18 Jahre und ein guter Gesundheitszustand

Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtsspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

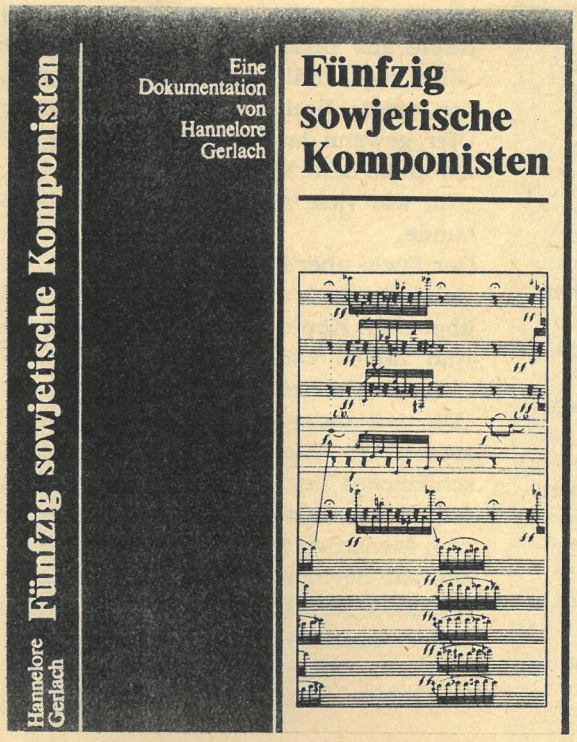
Informieren Sie sich!

Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11

Reg.-Nr. 187/III/85

EDITION PETERS



HANNELORE GERLACH

50 sowjetische Komponisten der Gegenwart

634 Seiten, 50 Fotos, Format 15 × 22 cm, celloph. Pp.
Best.-Ang. 529 065 4, Gerlach, Sowj. Komb. DDR 27,00 M/Ausland 45,00 M

Die als Nachschlagewerk angelegte Dokumentation gibt Auskunft über Leben und Werk von zeitgenössischen Komponisten aus den verschiedenen Sowjetrepubliken. Auf biographische Daten folgen Werkverzeichnisse mit präzisen Angaben zu Besetzung, Entstehungs- und Erscheinungsjahr, Verlag, Schallplatteneinspielungen und zur Aufführungsdauer. Die Komponisten selbst äußern sich über ihren künstlerischen Werdegang, ihr eigenes Schaffen und ästhetische Fragen.

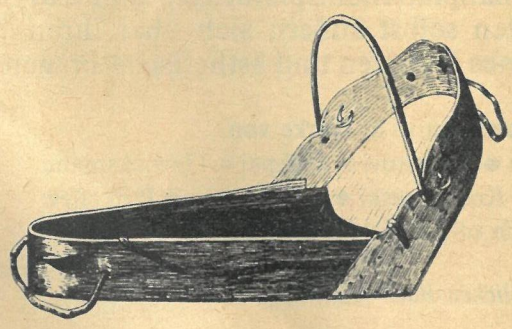
In der Edition Peters erscheinen u. a. Werke von
Balakirew ● Barkauskas ● Chatschaturjan ● Denissow ● Eschpai ● Gewicksmann
Kabalewski ● Kantscheli ● Karetnikow ● Komarowski ● Mjaskowski ● Prokofjew
Schnittke ● Schostakowitsch ●Slonimski ● Swiridow

Ihre Bestellungen richten Sie bitte an den örtlichen Buch- bzw. Musikalienhandel.

VEB EDITION PETERS ● MUSIKVERLAG ● LEIPZIG/DRESDEN

Vom schlauen Fuchs

Auf einem Baum lebte ein Eichhörnchen mit seinen Kindern. Eines Tages kam der Fuchs angelaufen und sprach:
„Eichhörnchen, gib mir eins von deinen Kindern."
„Nein!" schrie das Eichhörnchen.
„Gib es mir, sonst fälle ich euren Baum mit der Axt und brate euch alle am Spieß!" rief der Fuchs.
Das Eichhörnchen erschrak und gab eins von seinen Kindern her. Der Fuchs trug es in den Wald und fraß es auf. Und kam wieder angelaufen.
„Gib mir noch ein kleines Eichhörnchen!"
„Nein!"
„Gib es mir, sonst fälle ich euren Baum mit der Axt und brate euch alle am Spieß."
Das Eichhörnchen gab ihm noch eins von seinen Kindern. Es saß da und weinte. Da kam ein Reiher angeflogen und fragte: „Warum weinst du?"
„Nun, ein Fuchs ist zu mir gekommen, er holt mir meine Kinder weg. Falls ich sie ihm nicht gebe, so droht er, will er den Baum mit der Axt fällen und uns alle am Spieß braten."
„Weine nicht, Eichhörnchen. Und glaube dem Fuchs nicht. Wenn er wiederkommt, sage ihm: ‚Du hast ja weder Axt noch Bratspieß.' Und wenn er dich fragt, von wem du dies weißt, dann sag: ‚Vom Reiher.'"
Und der Reiher flog weg zum Meer.
Der Fuchs kam wieder und rief:
„Gib mir ein kleines Eichhörnchen, sonst fälle ich euren Baum mit der Axt und brate euch alle am Spieß."
„Du hast ja weder Axt noch Bratspieß", antwortete das Eichhörnchen.
„Wer hat dich gelehrt, diese Worte zu sagen, du dummes Eichhörnchen?"
„Der Reiher", antwortete das Eichhörnchen.
„Wo ist dieser Reiher?"
„Er ist zum Meer geflogen."
Ich will diesen Reiher fressen, beschloß der Fuchs und lief zum Meer. Er fand den Reiher und schlich sich heran. Als er ihm schon nahe war, stieg der Reiher auf. Der Fuchs sprang hoch und verbiß sich in seinen Schwanz. Nun flog der Reiher mit dem Fuchs über die Erde zum Meer. Der Fuchs hielt sich fest. Drunten zeigte sich eine kleine Insel. Der Fuchs war müde und ließ los. Er fiel auf das Eiland. Was tun? Wie komm ich zum Land zurück? dachte er. Aber ihm fiel nichts ein. Da saß er nun am Ufer und weinte.



Kinderwiege, in Gebrauch bis Mitte des 20. Jahrhunderts.

Orotschen

... leben im nördlichen Teil des Sichote-Alin-Gebirges, in der Region Chabarowsk; die meisten von ihnen sind in der Siedlung Uska beheimatet, unweit der Mündung des Flusses Tumnin und in einigen kleinen nahegelegenen Ansiedlungen; eine kleine Orotschengruppe lebt am Fluß Chungari, in der Siedlung Kiu. Die Eigenbezeichnung der Orotschen ist „nani". Die ansässige russische Bevölkerung bezeichnete die Orotschen vor der Oktoberrevolution fälschlicherweise als Orotschonen. Und bis in die letzte Zeit hinein verwechselte man die Orotschen oft mit den Udehen. Ursache dafür ist die starke sprachliche und kulturelle Nähe der beiden Völkerschaften. Besonderheiten in der historischen Vergangenheit dieser beiden Völker führten jedoch zur Eigenständigkeit ihrer Kulturen, was unter Beachtung auch linguistischer Unterschiede Veranlassung gab, Udehen und Orotschen als eigenständige Völkerschaften anzusehen. Nach der letzten Volkszählung von 1979 gibt es 1200 Sowjetbürger, die ihrer Nationalität nach Orotschen sind. Orotschen wird abgeleitet von dem ewenkischen „oren" = Rentier.

Anfang des 19. Jahrhunderts erforschte der berühmte Fernostkenner Wladimir Arsenjew die Gegend des Sichote-Alin-Gebirges. Bei uns in der DDR erschienen seine Bücher „Durch die Urwälder des Fernen Ostens" und „In den Bergen des Sichote-Alin". Auf einer seiner Reisen durch das unwegsame Gelände war ortskundiger Führer der Orotsche Budängäri Akunka. 1979 ist in einem russischsprachigen Buch zu lesen, daß die Nachkommenschaft des Orotschen Akunka indes 200 Personen beträgt.
Alle Orotschen sprechen und schreiben heute fließend russisch. In ihrer Heimatsprache – sie sprechen eine tunguso-mandschurische Sprache – haben sie bis jetzt noch keine Schrift.

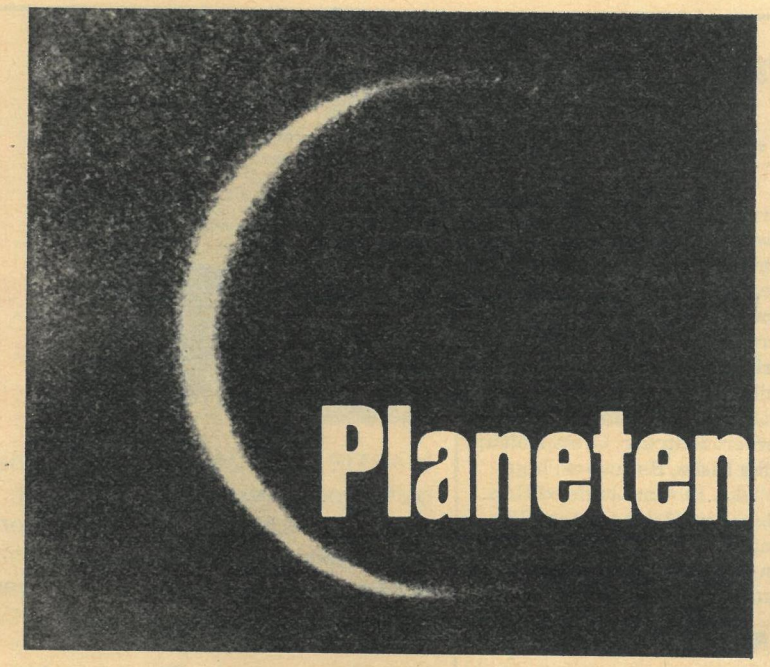
Seit alters bilden bei den Orotschen die wirtschaftliche Grundlage die Jagd und der Fischfang (nicht, wie ihrem Namen zu entnehmen ist, die Rentierzucht). Gejagt wurden Fleischtiere zum Nahrungserwerb und Pelztiere für Kleidung und zur Zahlung des Jassak, der berüchtigten zaristischen Kopfsteuer. Auch der märchenschlaue Fuchs entging nicht den Kugeln und Fallen der geschickten orotschischen Jäger. Einige Orotschengruppen betrieben auch Meerestierjagd, vor allem auf Seehunde. Noch heute sind die Orotschen Jäger und Fischer, allerdings haben sie sich zu Kolchosen zusammengeschlossen. Zu jedem Kolchos gehören derzeit Rinder, Schweine, Pferde; die Rentiere werden meist von Ewenken versorgt. Auch Ackerbau betreiben die Orotschen, sie befassen sich mit dem Anbau von Gerste, Weizen, Hirse, Hafer, Mais und Sojabohnen. Eine ungeheure Sache, wenn man bedenkt, daß im Fernen Osten Temperaturen von minus 50 Grad keine Seltenheit sind. Deshalb auch sagen die Orotschen: Die Menschen in kalten Ländern müssen einander durch Güte erwärmen.

Gisela Reller

Siehe Rücktitel

Ein junger Seehund steckte den Kopf aus dem Wasser.
„Warum weinst du?" fragte er.
„Ich weine nicht. Ich singe", antwortete der Fuchs.
„Wovon singst du?" fragte der kleine Seehund.
„Ich singe davon, daß ich ein gelehrter Fuchs bin und zählen kann. Ich habe alle Tierarten gezählt. Nur ihr Seehunde seid noch nicht gezählt. Aber von euch gibt's wohl nicht viele."
„Doch, unser Volk ist groß", sagte der kleine Seehund. „Wir sind viele."
„Wie viele denn?"
„Das weiß ich nicht, doch wenn wir alle auftauchen, reichen wir von dieser Insel durchs ganze Meer bis zum Festland."
„So taucht denn auf", sagte der Fuchs. „Ich werde euch zählen."
Der Seehund tauchte unter, und alsbald schäumte das Meer auf, und sämtliche Seehunde tauchten aus dem Wasser. Sie waren nicht zu zählen und füllten das ganze Meer bis ans Ufer. Da lief der Fuchs über ihre Köpfe ans Ufer. Er lief und zählte dabei: „Eins, zwei, drei! Eins, zwei, drei!" Er sprang von einem Seehund zum andern bis ans Ufer, gewann das Festland, stemmte die Pfoten in die Seite und lachte.
„Na, wie viele sind wir?" fragten die Seehunde.
Der Fuchs aber lachte und lachte.
„Ich habe euch angeführt!" rief er. „Ich bin über eure Köpfe trocken ans Ufer gelangt! Und zählen kann ich nur bis drei! Aber meine Schlauheit ist dreimal drei!"
„Du hast unser Volk umsonst aufgestört", sprach ein alter Seehund. „Du bist ein schädliches Tier, Fuchs. Deine Schlauheit ist wahrlich groß, aber sie reicht nicht aus, um dem Menschen zu entkommen."
Der alte Seehund hatte recht. Der hungrige Fuchs suchte nach Nahrung und geriet alsbald in die Falle eines Jägers.

Aus dem Russischen übersetzt von Thomas Reschke. Die Auswahl der Märchen für diese Serie besorgte aus dem Russischen Gabriele Kleiner. Recherchen: Rosa-Maria Karnopp



Planeten geben Antwort

Vieles in der Entwicklungsgeschichte der Erde liegt noch immer im dunkeln. Die Wissenschaftler suchen Antwort auf ungelöste irdische Fragen bei den Planeten. Valeri Barsukow, korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, kommentiert diese Forschungen.

Die Geschichte der Erde als Planet begann vor mehr als 4,5 Milliarden Jahren. Wie aber sah sie damals aus? Die Geologen wissen nur zu gut, daß, je weiter sie in die geologische Geschichte der Erde eindringen, ihre Kenntnisse darüber immer lückenhafter und fragmentarischer werden. Und über die erste Jahrmilliarde ist überhaupt nichts bekannt. Bei wem könnte man sich also erkundigen? Fragen wir bei den Nachbarplaneten.

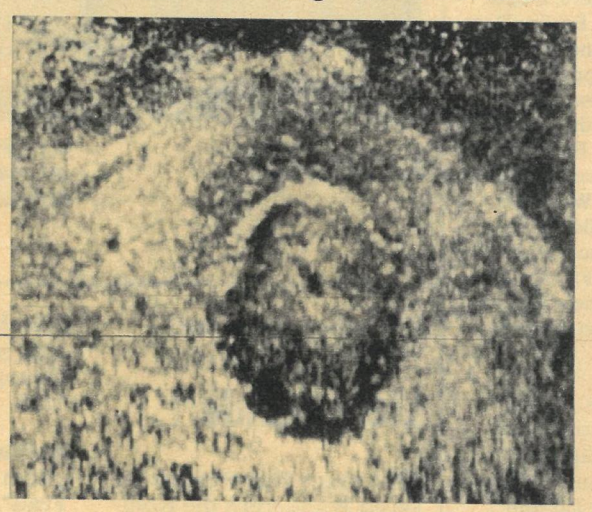
Die Entwicklung des Mondes war vor etwa drei Milliarden Jahren abgeschlossen, und so handelt es sich bei ihm um einen in der Frühgeschichte gleichsam konservierten erdähnlichen Himmelskörpertyp, der nicht durch verschiedene Nachfolgeprozesse verändert wurde.

Über den Mond haben wir schon einige Kenntnisse, so über das Alter der kontinentalen und mehrerer „maritimer" Gesteine, über ihren mineralischen, chemischen und Isotopengehalt. Die Forscher besitzen bis jetzt Gesteinsproben von neun verschiedenen Orten seiner erdzugewandten Seite. Doch der Mond steckt natürlich noch voller Rätsel. Bisher gibt es noch keine Gesteinsproben von der Mondrückseite. Es stehen lediglich einige wenige Proben der ihrem Gehalt nach komplizierten Kontinentalkruste zur Verfügung, und von den Basalten aus den „Meeren" der erdzugewandten Seite des Mondes können wir im Moment in Proben erst sechs (von vierzehn) Typen untersuchen, die nach fernspektrometrischen Charakteristika ausgesondert wurden.

Hier handelt es sich jedoch um das Musterporträt jener Frühgeschichte der Erde, über die bisher noch recht unklare Vorstellungen bestehen. Deshalb ist die Gewinnung von Angaben über die Zusammensetzung des Mondgesteins sowie eine begründete und zielgerichtete Auslese der geologischen Proben und deren Transport auf die Erde nach Ansicht der Geologen eine der wichtigsten Aufgaben der Raumforschung.

Wendet man sich der Venus, dem geologischen Zwilling der Erde zu, so bietet sich hauptsächlich nur das innere (endogene, von Sedimentgestein nicht verhüllte) Leben dar. Äußerlich ist viel Gemeinsames mit der Erde festzustellen. In erster Linie lenken Hochländer, die sich der Größe nach mit den irdischen Kontinenten Afrika und Australien messen können, und die sie umgebenden Ebenen die Aufmerksamkeit auf sich. Es ist als prinzipiell wichtig anzusehen, daß die Niederungen der Venus aus der älteren Kruste gebildet wurden. Nur die Hälfte ihrer Fläche ist in den Oberflächensenken von jüngeren Basalten überdeckt. Dabei darf nicht vergessen werden, daß dies nur die ersten schematischen Vorstellungen über den geologischen Aufbau der Venusoberfläche sind. Sie gründen sich dennoch auf einen ganzen Komplex von Fakten. Die grundlegende Frage aber bleibt: Aus welchen Gesteinen besteht die alte Kruste der Ebenen und der Hochgebirgsplateaus auf der Venus? Von der Antwort auf diese Frage hängen unsere Vorstellungen von der Entstehung der kontinentalen und maritimen Erdkruste ab. Nimmt doch die letztere zwei Drittel ihrer Oberfläche ein.

Das „Leben" im Planeteninnern der Venus setzt sich sicher wie auch auf der Erde fort. Die Ausmaße, die Dichte und offenbar auch der Charakter des inneren Aufbaus der Venus sind erdähnlich. Die geologische Geschichte der Venus ist möglicherweise in gewissem Maße der der Erde verwandt und deswegen von besonderem Interesse, weil ihre Oberfläche nicht vom Ozean überflutet ist und die primären Gesteinsformationen nicht von Sedimentbildungen überdeckt sind.



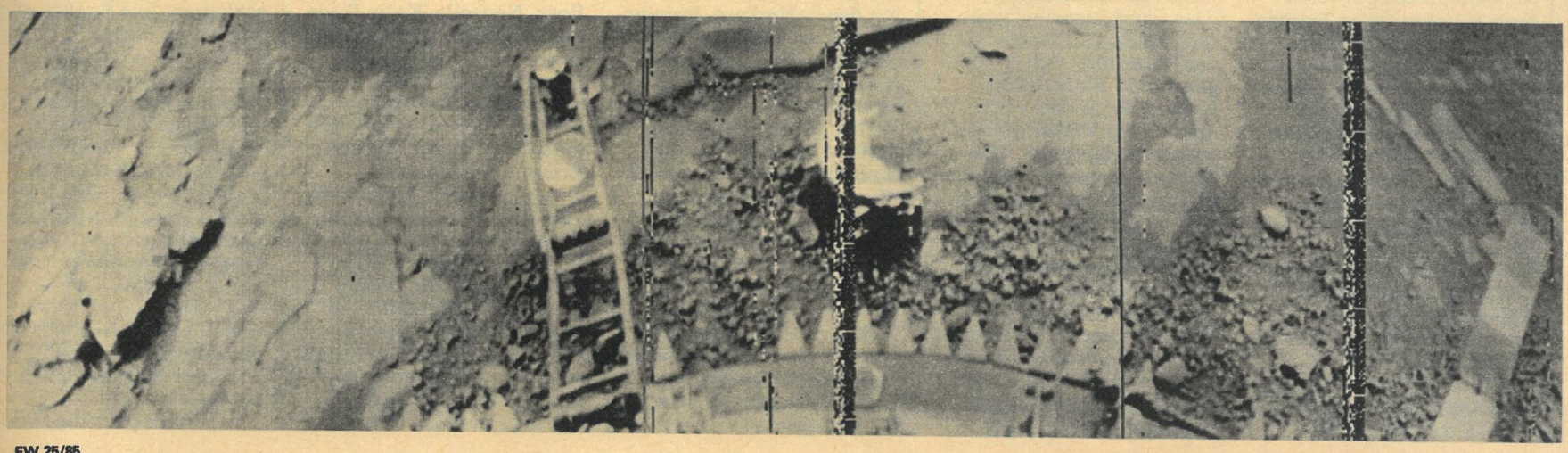
Es dürfte deshalb klar sein, von welch besonderem Wert die Ergebnisse der sowjetischen Venussonden sind. Die erstmals am Landungsort durchgeführte Analyse der chemischen Zusammensetzung des Gesteins erbrachte äußerst wertvolle Informationen über dessen Herkunft, über die Bedingungen der Herausbildung sowie über die innere Aktivität der Venus. Damit war ein neuer wichtiger Schritt in der Entwicklung der vergleichenden Planetologie getan.

Der Mars nimmt eine Zwischenstellung zwischen Mond, Erde und Venus ein. Von den Marssonden aus sind große Flächen einer alten, von Kratern durchfurchten Kontinentalkruste und die Basalt„meere" zu sehen, die sie (in Oberflächensenken) überdecken, riffartige Strukturen, Reste ausgetrockneter Flußbetten und riesige Vulkane zentralen Typs. Teils tragen diese Strukturen vollkommen irdischen Charakter, und man kann voraussetzen, daß eine gewisse Analogie in den Bedingungen zu ihrer Herausbildung bestanden haben muß.

Die bis heute gesammelten Angaben der vergleichenden Planetologie sagen aus, daß die frühen Entwicklungsstadien aller erdähnlichen Planeten gleichen Typs waren. Das heißt: Die Angaben der geologischen Geschichte des Mondes, des Mars und insbesondere der Venus müssen zum Bau von Modellen der Frühgeschichte der Erde verwendet werden. Eine von den anderen Planeten isolierte geologische Erforschung unseres Planeten entspricht nicht mehr den heutigen Interessen der Wissenschaft von der Erde. Die Wissenschaft befindet sich jetzt am Anfang eines äußerst produktiven Weges zur Erforschung der frühen Etappen des Lebens der Erde.

Die Venus in einer ihrer Phasen von der Erde aus fotografiert (Bild oben). Erst mit den sowjetischen Raumsonden begann die direkte Erforschung des Planeten. Neben Aufnahmen vom Landeort durch Venus 13 (Bild unten), lieferten Venus 15 und Venus 16 Radarbilder von vulkanischen Formationen. Bild rechts: Ansicht eines elliptischen Kraters von 70 mal 50 Kilometer Durchmesser.

Fotos: TASS, Archiv

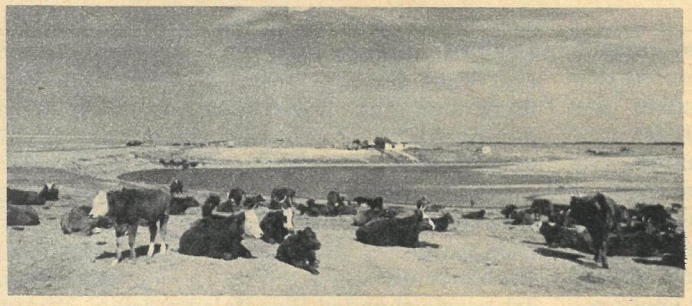


Frieden und Glück ward diesem Lande zuteil ...

... so heißt die Lösung unseres diesjährigen Preisrätsels innerhalb der Serie „Völkerschaften der UdSSR" über das mongolisch-sprachige Volk der Kalmyken (FW 19/85). „Möge es immer in Glück und Frieden leben – wie alle Menschen der Welt es wollen und sollen", schreibt dazu Peter Juszozak aus Dresden.

Es gewannen:
1. Preis – 1000 Mark: Helga Dreißig, Burghausen;

Gestautes Wasser – Oasen auch für Rinder, Schafe und Kamele.



2. Preis – 750 Mark: Detlef Peters, Rieder;
3. Preis – 500 Mark: Käthe Penzler, Merkers/Rhön;
4. Preis – 250 Mark: Anton Glomb, Mützel; 5. Preis: – 100 Mark: Heinz Hänsch, Johanngeorgenstadt;
6.–55. Preis je 25 Mark: E. Hartmann, Herrnburg; Anneliese Wagner, Tiefenort; Ursula Krüger, Halberstadt; I. Leube, Neuhaus/Rwg; Wolfgang Dölling, Roßla; Erwin Thürasch, Dahme/Mark; R. Orlowski, Harbke; Edda Ruschin, Ströbeck; Soldat W. H. Arndt, Basepohl; Hausmann, Berlin; Richard Staps, Gera; Holger Schulze, Bautzen; Elfriede Rudolph, Niedermöllern; Erich Döring, Leipzig; Gerlinde Knüttel, Hohen Viecheln; Klaus Prohatzky, Hohenstein-Ernstthal; Nicole Gruschinski, Jena-Lobeda; Hugo Wiegand, Friedrichstal; Ute Ettelt, Trusetal; Hans-Georg Paleit, Berlin; Walter Müller, Marlow; Kurt Knuth, Richtenberg; Manja Schulze, Schwarze Pumpe; Walter Eichwede, Mellensee; Gerda Behrends, Blankenburg/H.; Marie-Luise Petri, Altenburg; Hildeburg Haas, Reichenbach; Hans Rahn, Oschersleben; Jürgen Grunert, Nauendorf; Johanna Hünsch, Leipzig; Eberhard Lemke, Brandenburg; Ramona Lautner, Gerbstedt; Gretel Hartlep, Suhl; Hans Frase, Rosenow; Gerda Rauscher, Rostock; Katja Thiele, Wolfen; Hartmut Lipke, Potsdam; Jürgen Wien, Jena; Gerhard Illchen, Dresden; Alfred Schröder, Gröditz; Erika Lüllwitz, Lichtenstein; Heiko Tschoitne, Strausberg; Petra Czesak, Mittweida; Willy Große, Koltzschen; G. Schrödter, Malchin; Karin Feuerstein, Cottbus; Rolf Köhler, Geschwenda; Andrea Wulf, Sukow; Soldat Michael Donner, Schwerin, Klaus Schlummer, Prerow.
Eine Lederflasche – Ernst Bertz, Tangerhütte; je eine Lederkette – Heinz-Peter Gorda, Halle-Neustadt; Erika Joseph, Potsdam; Ilka Heinze, Görlitz; Herbert Böttcher, Greiz-Dölau; Erika Riske, Rathenow; Inge Kaliska, Berlin; Siegfried Holz, Eilenburg; Helene Illner, Güsen; Erika Blatt, Hildburghausen; Waltraud Martens, Stralsund; Erika Walter, Aschersleben; Marion Friebe, Bautzen; Jan Wattenbach, Mülsen St. Micheln; Irene Gebhardt, Sangerhausen; je ein Leder-Brillenetui – Christa Schwandt, Güstrow; Cordula Netzeband, Binz; Eberhard Lemke, Berlin; Erich Trepte, Dresden; Waltraud Pisarczyk, Löbau; Eno Lüdecke, Frankfurt (Oder); Arno Lehmann, Berlin; je ein Kettentäschchen – Birgit Wegener, Parchim; A. Amelung, Schwerin; Ilse Bauers, Hagenow; Dora Wollny, Berlin; Dora Schmidt, Berlin; einen handgewebten kleinen Teppich – Friedel Waurick, Eberswalde-Finow; eine Holzschnitzerei „Sonnenjunge" – Erika Bastian, Dresden; eine altbuddhistische Maske – Helmuth Wegener, Putbus; je einen Bildband – Ute Heller, Röderau; Erich Wünsche, Görlitz; Friedel Leder, Rostock; Gabriele Reineke, Hennigsdorf; E.-Heinz Arnold, Radeburg.

Wir danken allen 31 029 Lesern, die sich an unserem Preisrätsel beteiligten. Edda Steinberg aus Berlin wurde durch die Bücher ‚Das Land Jugorien' und ‚Am Rande der Arktis' zu der Frage angeregt, ob gegenwärtig ein Buch im Handel sei, in dem auch über kleine Völker der Sowjetunion berichtet wird. Soeben erschien „Diesseits und jenseits des Polarkreises" im Verlag Neues Leben Berlin. FREIE-WELT-Reporterin Gisela Reller erzählt darin von den Südosseten, Karakalpaken, Tschuktschen und Eskimos. Es enthält Fotos von Heinz Krüger und Detlev Steinberg sowie Zeichnungen von Karl-Heinz Döring.

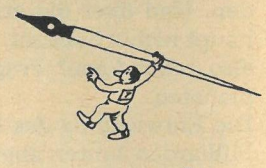
Einer wie wir alle?

In FREIE WELT 24/85 haben wir Ihnen einen Berliner Arbeiter vorgestellt – Detlef Schwenk. Er sagt von sich: „Ich kann nicht anders, nenn es moralische Pflicht. Ich kann meine Verantwortung nicht am Freitagnachmittag in den Spind hängen." Detlef Schwenk ist einer von uns! Einer wie wir alle?

Liebe Leser, kennen Sie solche Menschen wie Detlef Schwenk? Menschen, über die man spricht, weil sie so handeln wie er.

Bitte schreiben Sie uns unter dem Stichwort „Einer von uns"! Redaktion FREIE WELT, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Str. 29.

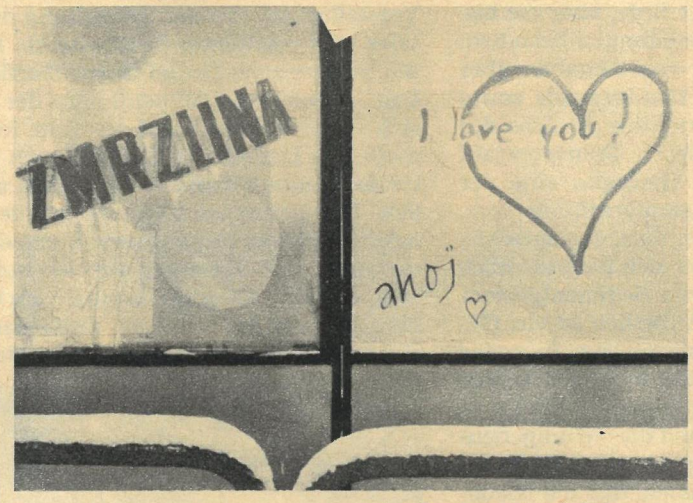
Wer schreibt uns?



Olga Likostupowa, Ökonomin, Interesse für Sport, Musik, Tanz, sammelt Ansichtskarten. UdSSR, 462 120 Saraktasch, Orenburgskaja obl., ul. Pobedy 67.

Valeri Kolbashew, Postkartensammler. UdSSR, 656 099 Barnaul. Poste restante.

Nina und Sweta, 20 Jahre alt, möchten Deutsch lernen, mehr über die DDR erfahren, Freundschaft schließen mit Altersgenossen. Sie interessieren sich besonders für Sport und Estraden. Nina Dobrosmyslowa, UdSSR, 314 023 Poltawa 23, ul. Chotkewitscha 4, kw. 12



Leserfoto

Die (Speise)eiszeit ist vorbei, es lebe der Winter in Štrbské Pleso (ČSSR)!

Günter Laugisch, Zeitz

Liebe Kinder!

Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich ...

Eine kluge Beraterin ist unseren Wanderern die Königin der Feldmäuse, Ramina. Es gibt ein Märchen der Gebrüder Grimm, in dem nicht Mäuse, sondern Tauben einem jungen Mädchen bei der Hausarbeit helfen, damit es doch noch zum Ball ins Schloß gehen kann. Wie wird dieses Mädchen genannt? Eure Antwort schreibt bitte auf eine Postkarte und schickt diese bis zum 18. Dezember 1985 an die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Kennwort: Smaragdenstadt. Vergeßt nicht, Eure Anschrift und Euer Alter anzugeben. 10 Bücher-gutscheine zu je zehn Mark sind zu gewinnen. Die Auflösung findet Ihr im Heft 1/86.

Auflösung von Heft 23/85: „Vom Fischer und seiner Frau". Es gewannen: Stefan Bork, Neuzelle; Katja Duda, Aschersleben; Inka Klöppel, Schwerin; Daniela Koch, Mosel; Kerstin Kühn, Schneeberg; Rüdiger Lerm, Schwedt; Nando Nagy, Fürstenwalde; Björn Schlage, Boizenburg; Karsten Scherz, Göhren; Andy Tetzlaff, Kremmen. Wir gratulieren Euch herzlich! Mehrere Kinder wollten wissen, ob sie die Lösung unserer Preisfragen auch malen oder zeichnen dürfen. Aber ja, darüber freuen wir uns, nur nicht vergessen, das Lösungswort auf das Bild zu schreiben!

Jolka um Mitternacht

Ich bin Student in Moskau. Im vorigen Jahr um diese Zeit begannen wir Ausschau zu halten, ob schon Fichten oder Kiefern zum Jolkafest anrollten, denn wir wollten gern am 24. Dezember unser Bäumchen haben. Aber hier wird erst zum Jahreswechsel gefeiert, deshalb beginnt der Verkauf von Tannen meistens am 25. Dezember. Am 23. verbreitete sich das Gerücht, daß bereits Bäume verkauft würden. Doch wir fanden nur an einem Verkaufsplatz einen Zettel: „Das Auto ist in den Wald gefahren"! Zweiter Besuch: Situation unverändert. Auf dem Nachhauseweg vom Theater, so gegen Mitternacht, gingen wir nochmals an dem Platz vorbei. Jetzt lag er voller Bäume und war mit Lichterketten erleuchtet. Das Tor – natürlich verschlossen. Aus Spaß begannen wir zu rufen. Und siehe da: Die Tür einer Baracke öffnete sich, ein Mann erschien und fragte ärgerlich, was wir denn wollten. Nachdem wir unser Anliegen vorgetragen hatten, wurden wir gründlich gemustert. Das Ergebnis muß positiv ausgefallen sein, denn der Mann schloß das Tor auf, ließ uns auf den Platz und half uns beim Aussuchen. Schließlich fanden wir zwei schöne Fichten, mit denen wir fröhlich abzogen.

Frank Bindig, Berlin

Preisfrage

Heft 25/85

Woher stammen die Vorfahren von Thomas und Heinrich Mann?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. **1× 50 M** sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 1/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 18. Dezember 1985. Auflösung von Heft 23/85: Im Jahre 1932. Wir gratulieren Willy Großmann, Senftenberg.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Detlev Steinberg, Detlef Christel, André Wannewitz, Phan Thoan; Vignetten: Martin Kotsch

Sieben Tage bis Stendal

Meine Geschichte begann am Sonnabend, dem 24. August 1985, gegen 17 Uhr in einem Souvenirladen in Ulan-Bator. Beim Suchen nach einem Andenken sprach mich ein junger Mongole an – in gutem Deutsch. Freundlich übersetzte er meine Wünsche. Er erzählte, daß er von 1981 bis 1984 in der DDR eine Ausbildung erhielt. Morgen, am 25. August, fahre er wieder in die DDR, sieben Tage werde er unterwegs sein, bis er sein Ziel erreiche: Stendal! Klar, daß wir eilig unsere Adressen austauschten. Und als ich ihn kürzlich im Internat der Betriebsschule des VEB Geologische Erkundung besuchte, spürten wir beide, daß Freundschaft Ländergrenzen überfliegt. Nun hatten wir Zeit, mehr voneinander zu erfahren und sind inzwischen gut bekannt. Albischan Shuldar ist sein Name, dies ist sein Bild.

André Wannewitz, Stendal

Gerechter Kampf

Die Gedanken zu zwei Fotos („Eine Frau Ende Dreißig", FW 23/85) haben mich an vietnamesische Briefmarken erinnert, die denselben Fakt dokumentieren: Die damals siebzehnjährige Nguyen Kim Lai führt den amerikanischen Aggressor ab. Die Marken erschienen 1967 zum Abschuß des 1000. US-Flugzeugs über Vietnam. (Es war übrigens nicht die erste Marke aus solchem Anlaß.) Eine der beiden Ausgaben (siehe Abbildung) trägt das Datum 5. 8. 1964–5. 6. 1967 – vom Beginn des barbarischen Bombenterrors der USA bis zum Abschuß des 2000. Flugzeugs.

Peter Schmidt, Berlin

Meisterhaft – Meisterschaft

Gespannt verfolgten wir das Duell um den Schachweltmeistertitel zwischen Garri Kasparow und Anatoli Karpow. Da wir schon mehrmals in der Sowjetunion waren, haben wir die Begeisterung der Sowjetbürger für den Schachsport selbst kennengelernt. Daß dieser Volkssport solche Meister hervorbringt, ist eigentlich nicht verwunderlich. Trotzdem bestaunten wir immer wieder das Spiel der beiden – wahres Meisterspiel! Eigentlich wünschten wir beiden den Sieg. Anbei ein Foto. Es verdeutlicht das Verhältnis der Menschen zu dem königlichen Spiel: Ein Schachpavillon in Batumi, wie wir in der Adsharischen ASSR viele sahen.

Klaus und Barbara Möller, Eggesin

Mit dem 13. Schachweltmeister Garri Kasparow beschäftigte sich unser Beitrag im Heft 24/85 auf den Seiten 46–49.

Besonders Baku

Beeindruckend, Ihr Artikel über den Schutz und die Nutzung des Baikalsees („Am Brunnen der Welt", FW 22/85). Auch für Baku, die Erdölstadt am Kaspischen Meer, wurde einiges getan, wie ich hörte …

Fritz Meier, Berlin

In der transkaukasischen Sowjetrepublik Aserbaidshan wurden in den zurückliegenden fünf Jahren 122 Millionen Rubel für den Umweltschutz bereitgestellt. Davon dienten mehr als 80 Prozent dem Schutz der Gewässer, darunter des Kaspisees, wo die weltgrößten Bestände an Stören vertreten sind. Besonders umfangreiche Maßnahmen werden in der Hauptstadt der Republik, Baku, getroffen, die durch ihre erdölgewinnende und petrolchemische Industrie bekannt ist. Neue umweltfreundliche automatisierte Komplexe, die die Verwertung von Produktionsabfällen vorsehen, ersetzen die alten Anlagen in den Betrieben. Die Wasserversorgung der Betriebe funktioniert jetzt in einem geschlossenen Kreislauf, Luftkühlung löste die Wasserkühlung ab. Man ist dabei, die maritimen Erdölreviere mit Ausrüstungen auszustatten, die Wasserverschmutzungen ausschließen. Im Golf von Baku sind Erdölsammelschiffe im Einsatz. Alle diese Maßnahmen werden dazu beitragen, das ökologische Gleichgewicht in der Umgebung von Baku wiederherzustellen. Es wurde beschlossen, auf der Apscheron-Halbinsel, auf der Baku liegt, eine große Kurortzone anzulegen. Das Institut für Fernerkundung der Naturressourcen der Erde aus dem Weltraum, das zur Akademie der Wissenschaften Aserbaidshans gehört, leistet bei der Überwachung der Reinheit der natürlichen Umwelt einen großen Beitrag. So werden zum Beispiel Luftverschmutzungen mit Hilfe künstlicher Erdsatelliten registriert und vor allem deren Quellen ermittelt.

O. Litwin (TASS)

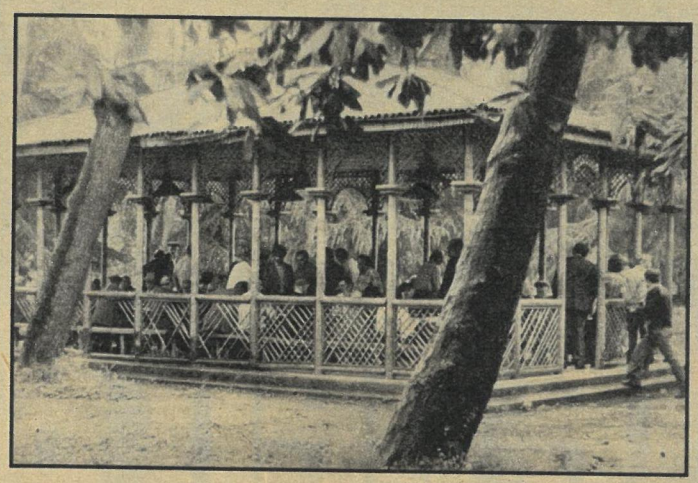
Älter, am ältesten

Zu Ihrer Frage nach „solchen Methusalems" („Alt wie ein Baum …", FW 21/85): Mir sind die tausendjährigen Eichen im Park von Ivenack bekannt.

Christa Meynig, Leipzig

Ich habe die Aufnahme von der sagenumwobenen Schloßlinde des Schlosses Augustusburg im Kreis Flöha beizusteuern. Mit ihrem zerklüfteten Stamm, der einen Umfang von etwa acht Metern und eine Höhe von rund zwei Metern hat, ist die 1421 unter Friedrich dem Streitbaren als Setzling gepflanzte Linde noch heute ein Anziehungspunkt. Der Sage nach sollte ihr Gedeihen die Unschuld eines Verurteilten beweisen. Um den hohl werdenden Stamm vor dem Eindringen von Wasser zu schützen, versah man ihn bereits 1669 mit einer kupfernen Haube. Heute schützen Mini-Dächer das Naturdenkmal.

Hans Hamann, Berlin



Poeten-Bekanntschaft

Gerade von einer Wolga-Schiffsfahrt zurückgekehrt, fand ich in Ihrer Zeitung eine sehr schöne Schilderung über den russischen Dichter Sergej Jessenin („Deiner Frühlinge lautes Lied …", FW 21/85). Nun werden Sie fragen, was hat beides miteinander zu tun. Unser Wolgaschiff hieß „Sergej Jessenin". Von unserer Dolmetscherin hatten wir viel über den Dichter und sein leider so kurzes Leben erfahren. Nun konnten wir zu Hause noch einmal alles Revue passieren lassen. Teile des Artikels werde ich in meinem Reisealbum verwenden.

Karl Protz, Senftenberg

„Gute" alte Zeit

Ich bin in der Hindenburg-Zeit geboren. Ja, Urlaub für den Arbeiter (Leserforum 22/85) war damals ein Fremdwort. Es gab schon eine Gewerkschaft, aber sich dorthin wenden? Das Ergebnis war meistens die fristlose Kündigung, daher blieben viele stumm. Zwei Tage nach meiner Schulentlassung ging ich als Kindermädchen in Stellung. Alle vier Wochen bekam ich einen Sonntag Urlaub und fuhr mit einem geborgten Fahrrad 20 Kilometer nach Hause, weil ich das Fahrgeld sparen wollte. Nach einem Jahr wechselte ich meine Stelle, weil ich zehn Mark mehr verdienen konnte. Ich bekam nun 25 Mark monatlich, dazu jeden Sonntagnachmittag fünf Stunden frei. Für die heutige Jugend ist das alles schwer vorstellbar.

N. Witt, Binz

Keine Teufelei

Dem Druckfehlerteufelchen ist es in dem Bericht über die „Alpinade '85" (FW 22/85) gelungen, wieder einmal zuzuschlagen: Brennstofffrage! Man schreibt nur drei Mitlaute, wenn das Wort am Zeilenende getrennt werden muß, oder?

Bernd Bettels, Erfurt

Oder wenn, wie in diesem Fall, den drei gleichen Konsonanten ein vierter anderer Konsonant folgt. Nur wenn ein Vokal (Selbstlaut) folgt, fällt der dritte Konsonant weg. Beispiel:
Schiffahrt.

Ihr Leserforum

Zur Zeit wird noch gedreht. Eine Moskauer Straße zu Beginn des 17. Jahrhunderts, die Kulissen sind originalgetreu, die Massenszenen präzise und nach historischen Vorlagen inszeniert: Sergej Bondartschuk, der sowjetische Meister monumentaler Filmwerke, verwirklicht sein großes Projekt „Boris Godunow". Er übernahm die Titelrolle und führt Regie. Unser Moskauer Korrespondent Jürgen Geitner sprach mit dem Künstler.

Ich wollte den Boris

Perfekt in Geste und Maske: Sergej Bondartschuk als Zar Boris Gudonow (links)
Moskau im 17. Jahrhundert: Die Vasallen des falschen Dmitri stürmen zu des Zaren Haus (unten)
Intrige und Machtanspruch: Fürst Schuiski, der Gegenspieler, dargestellt von Anatoli Romaschin (rechts)

spielen

Ich wollte den Boris spielen

Es gibt gesprächigere Leute als Bondartschuk. Auch Regisseure. Nicht, daß er Fragen eines Reporters nicht mag, doch mitten in einer Arbeit liebt er es nicht sonderlich, Worte über das zu machen, was man demnächst auf der Leinwand sehen kann. Dennoch – ein freundliches Lächeln. Hinter ihm liegt ein langer Drehtag in den Mosfilmstudios. Die Antworten kommen zögernd, mitunter lakonisch kurz, manchmal klingen sie sehr abgeklärt.

Wer in Biedermeiersekretär und Empirevitrine so viele nationale und ausländische Preise und Pokale (darunter auch ein von der FREIEN WELT verliehener) bewahrt, daß er nicht weiß, welchen er als ersten präsentieren soll –, der darf vielleicht auch auf die Frage „warum?" mit „warum nicht?" antworten. Und in der Tat, warum sollte er nicht als erster versuchen, Alexander Puschkins unsterbliches Poem „Boris Godunow" in einer zweiteiligen Spielfilmversion – „wir sprechen hier nicht von der Opernverfilmung" – auf die Leinwand zu bringen.

Bondartschuk begann seine Laufbahn mit sechsundzwanzig Jahren. In Feldbluse und Soldatenstiefeln meldete er sich 1946 in der Filmhochschule an, ein schon erfahrener Mann. Sein Debüt als Regisseur gab er 1959 mit „Ein Menschenschicksal", wo er auch die Hauptrolle spielte. Ein Film, der heute schon zu den Klassikern gehört. Damals erhielt er den Staatspreis; für seine darstellerische Leistung in „Serjosha" wurde er

„Ich habe in Verfilmungen von Shakespeare, Tolstoi und Tschechow gespielt, die Rolle des Boris Godunow lag lange Zeit für mich ganz fern. Er ist einer der kompliziertesten Gestalten in der russischen klassischen Literatur, und für einen Schauspieler gibt es keine schwierigere Herausforderung."

Sergej Bondartschuk heute in seiner Moskauer Wohnung (links).

1966 wurde Bondartschuk in einer FW-Leserumfrage zum in der DDR beliebtesten sowjetischen Schauspieler gewählt. Unsere Moskauer Mitarbeiterin Lisa Klutschewskaja überreichte ihm in Moskau, während der Dreharbeiten zu „Krieg und Frieden", den Ehrenpreis der FREIEN WELT, einen Pokal. Regisseur, das ist seine „zweite" Rolle in diesem Film (rechts außen).

Volkskünstler der UdSSR, der jüngste in der sowjetischen Filmgeschichte.

Bei aller Produktivität, ein „Vieldreher“ ist er nicht geworden. Er läßt sich Zeit, wägt bedachtsam, bevor er wagt, wagt in genauer, besser: selbstkritischer Kenntnis seiner Möglichkeiten und Grenzen und nie, ohne sich zuvor mit vielen klugen Leuten ausgiebig beraten zu haben. Aber dann macht er. Monumentale Filme. „Waterloo“, „Rote Glocken“, Weltruhm erlangte er mit „Krieg und Frieden“ nach Tolstoi, in den USA mit einem Oscar ausgezeichnet. Was ihn immer wieder reizt – historische Themen künstlerisch zu meistern, dem Zuschauer ästhetischen Genuß und geschichtliche Einsichten zu vermitteln.

Auf den „Boris Godunow“ hat er sich jahrelang vorbereitet, doch geglaubt, daß er selbst dazu noch nicht reif genug sei. Bekenntnis. „Viele unserer großen Theaterleute haben Puschkins Drama auf die Bühne gebracht, Stanislawski, Nemirowitsch-Dantschenko und Meyerhold; Mussorgski formte den Stoff zu einer Oper. Schaljapin hat seinerzeit den Boris gesungen, man sagt, das war seine beste Partie…“ Wird Boris die beste Rolle Bondartschuks? Sein Interesse am Stück kommt vom Schauspieler her. „Ich wollte den Boris spielen!“ Er ist kein skrupelloser Tyrann; Puschkin hat Boris als eine historische Persönlichkeit gezeichnet, bei der sich Gewalttätigkeit mit großer staatsmännischer Begabung, ehrliches Bemühen in seinem Amt und menschlich sympathische Züge zu einem vielschichtigen Charakter verbinden. Die Zeit seines Wirkens ist Rußland an der Wende des 16. zum 17. Jahrhundert, eine der schwierigsten Perioden seiner Geschichte. Soziale Wirren, Hungersnot, Iwan der Schreckliche ist tot, der Zarenthron leer, die feudalen Fürsten hoffen, daß er einem der Ihren zufallen möge. Doch das Volk steht gegen die Bojaren, es drängt Boris Godunow, sich die Zarenkrone aufzusetzen in der Gewißheit, daß von ihm die Bojaren keine Unterstützung erhalten werden. Zum Wohl seines Landes führt er fort, was sein Vorgänger begann: Zentralisierung der Macht, Festigung der Zarenherrschaft für ein starkes, wehrhaftes Rußland. Doch die sozialen Widersprüche kann er nicht lösen, und, von den politischen Umständen gezwungen, führt er schließlich ein grausames Regime. Als die Bojaren das Gerücht ausstreuen, Boris habe den rechtmäßigen Erben, den Zarensohn Dmitri, ermorden lassen, um sich selbst zu krönen, wendet sich das Volk – die ausgebeuteten Bauern und die Mehrheit der verarmten Städter –

Ich wollte den Boris spielen

endgültig gegen ihn. Glaubt an die wundersame „Wiederauferstehung“ jenes Dmitri, der sich in Polen für den Zarensohn ausgibt. Den dortigen Fürsten ist dieser Otrepjew, ein ehemaliger Mönch, das willkommene Werkzeug für ihre eigenen räuberischen Pläne. Mit ihm an der Spitze fallen sie in Rußland ein, und das Volk jubelt dem falschen Dmitri noch als Befreier zu. Godunow stirbt. Doch als die Bojaren seinen Sohn und Erben töten lassen und Dmitri zum neuen Zaren ausrufen, schweigt das Volk.

Natürlich hat ihn auch die Regie gereizt, sagt Bondartschuk, der schöpferische Raum in diesem Stück, in dem es um weit mehr geht als um Intrigen, Thronansprüche, echte und falsche Dmitris. Der Hauptheld ist nicht Boris, auch nicht Otrepjew, so verstand es auch Puschkin, der hier zum ersten Mal in der Weltdramatik das Volk als am Ende entscheidende Kraft gestaltete. Zwar hat es dem falschen Dmitri den Sieg ermöglicht, aber es kehrt ihm den Rücken, als es erkennt, daß es getäuscht wurde.

Im Arbeitszimmer Bondartschuks, in seiner Wohnung in der Moskauer Gorkistraße, türmen sich Folianten: Geschichtsbücher, Chroniken, Kartenwerke, Reproduktionen, Mappen mit Notizen, Exzerpte aus Schriften, die Zeitgenossen des Zaren verfaßten. Selbst Pinsel und Palette fehlen nicht. Bondartschuk hat seinen Helden gemalt, um eine genauere Vorstellung von Maske und Kostüm, ja sogar vom Charakter der Figur zu bekommen.

Ein Schauspieler, ein Regisseur ist so auf der Spur des „historischen Ereignisses“, das richtig zu begreifen ihm der Schlüssel für die heutige Sicht des Stückes ist. Ob es Neues dabei zu entdecken gäbe? „Alle versichern mir, daß sie dieses Werk gut kennen, ich selbst dachte ähnlich, ich hatte es viele Male gelesen. Aber bis heute, wo mein Film fast fertig ist, habe ich noch nicht alle Tiefen dieses Dramas ausgelotet! Schwierigkeiten waren zu bewältigen, gewissermaßen vom Dichter vorgefertigt: die Mischung aus Versen und Prosa. Man sagt, Gedichte ‚kommen im Film nicht an‘, dabei hat das Weltkino schon Shakespeare verfilmt, Goethe und Schiller, und das sind sehr interessante Filme geworden…“

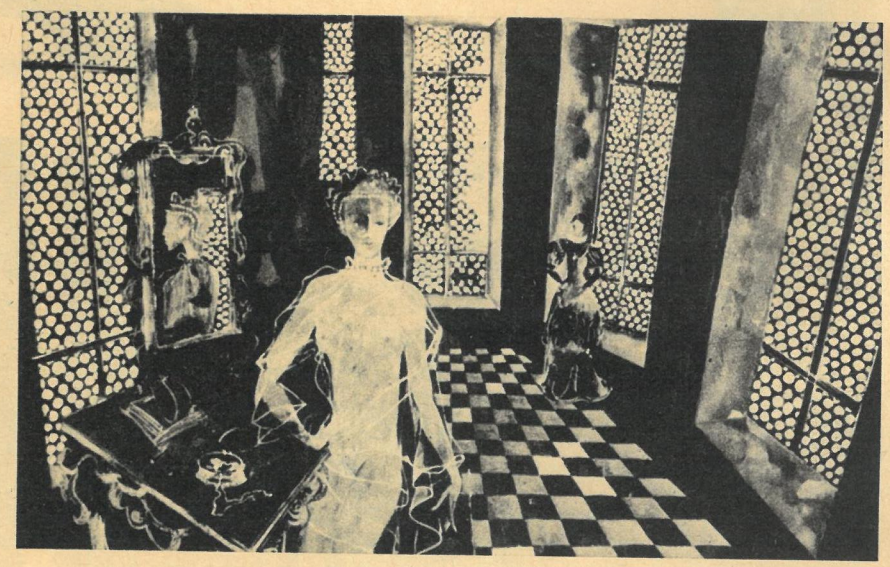
Eingeweihte haben ihm zu Neuübersetzungen ins Umgangssprachliche geraten, rieten, Puschkin zu „modernisieren“. Doch Bondartschuk hielt an seinem – wie er sagt –, bescheidenen Wunsch fest, dem Dichter treu zu bleiben, wendete ein, daß bisher jeder Versuch, Puschkin „neu zu lesen“, dessen Werk nicht bereichert, sondern verarmt habe. Was ihm, Bondartschuk, Puschkin bedeute? Ein kurzes Überlegen, nachdenkliches Schmunzeln, dann: „Viel, wie jedem Russen, jedem Sowjetmenschen.“ Immerhin, vier Stunden währten die beiden Teile des Films, da habe er sich wohl doch zu Kürzungen verstehen müssen? Zu welchen? „Das werden Sie dann sehen!“ Aber über die Personnage, vielleicht könne man darüber etwas hören? „Neben unseren wirken auch polnische und tschechische Schauspieler mit. Die Außenaufnahmen haben wir in Kostroma und auf dem Gelände des ehemaligen Ipatjewski-Klosters sowie in der Volksrepublik Polen gedreht. Rund 230 Darsteller und eintausend Komparsen sind unter Vertrag.“ Ob auch seine Tochter und sein Sohn mitspielen? „Ja.“ – Seine Kinder, meint er, hätte er eigentlich lieber in wissenschaftlichen oder technischen Berufen gesehen, „aber was soll man machen…?“

Über sein nächstes großes Projekt, die Verfilmung von „Faust 1 und 2“, das unter Beteiligung des DDR-Fernsehens demnächst begonnen werden soll, darüber will er nichts verlauten lassen.

Am Morgen nach unserer abendlichen Unterhaltung brachte der Moskauer Rundfunk in seiner Sendung „Auskunftsbüro“ zwischen dem Hinweis auf eine Verkaufsausstellung und einer Empfehlung für Schneiderkurse die Information, daß für Außenaufnahmen zum Film „Boris Godunow“ an den nächsten zwei Tagen noch Männer zwischen 35 und 50 gesucht würden.

Laut Drehbuch haben dann des falschen Dmitris Truppen vom feindlichen Litauen her die Landesgrenzen zu überschreiten und sich in erbitterte Schlachten zu stürzen… Vielleicht – und der Meister möge mir die Skepsis verzeihen – hatte es mit den eintausend Statisten doch nicht sein Bewenden?

Fotos: V. Billeb, W. Iwanowitsch, W. Simin, Sovexportfilm



Gelöbnis im Gemach: Jelena Bondartschuk spielt Xenia, die Tochter des Godunow (links)

Der Falsche und die Schöne: Alexander Solowjow als Dmitri und die polnische Schauspielerin Andriana Bedschinska als Marina Mnischek, eine ehrgeizige polnische Fürstentochter (links unten)

Szenenskizzen, das „Schlafzimmer der Mnischek“ und „Moskau im Herbst 1582“, von Filmarchitekt Wladimir Aronin entworfen

„Ich brauchte eine neue Idee"

Wer von Marita Koch alles erfahren, was er gern wissen will, braucht einen ganzen Tag. Es genügt schon, von dieser weltberühmten Leichtathletin all ihre Geschichten über das Jahr '85 zu hören – wie es so ist, wenn man seinen 16. Weltrekord lief, zweimal Europa- und dreimal Weltcupsiegerin wurde und jetzt eine wichtige Entscheidung getroffen hat, die Millionen in der DDR mit großer Freude vernehmen: „Ich werde nicht aufhören, sondern weitermachen!" Im Urlaub wollte sie sich das überlegen, und es war einfacher als befürchtet: Beim Weltcup war sie wieder einmal die allerbeste Koch, wie so oft. FREIE WELT besuchte sie und hat ein bißchen von dem, was sie sagte, aufgeschrieben.

Fotos vom neuen Zuhause. E r , Wolfgang Meier, ist Maritas Trainer, s i e einer seiner Schützlinge – seit zehn Jahren! E r schätzt ihre harte Arbeit, „ohne auch nur ein einziges Mal zu klagen", s i e seine Konsequenz. „ I h r wollt aufs Siegerpodest, nicht ich", sagte er zu seinen Mädchen. Auch zu Marita. „Da mache ich keine Ausnahme, obwohl wir uns lieben..."

Sie wohnt jetzt auf dem Lande. Ob vor oder hinter Rostock, richtet sich danach, woher man kommt. Jedenfalls ist sie ein paar Kilometer näher an ihre Geburtsstadt Wismar herangerückt. Ostseestrand, Waterkant allerwege, und es gilt auch weiterhin, was sie schon vor vielen Jahren einmal gesagt hat: „Ich möchte nie von hier weg."

Wenn sie das Küchenfenster öffnet, sieht sie bis zum Horizont Wiesen und Felder. Dort gehen sie zu dritt abends spazieren. Vornweg „Fleck", ein Münsterländer-Rüde, der mit dem Gast genauso freundlich und ungezwungen umgeht wie Herrin und Herrchen, dafür aber, bitte schön, auch von dem Kuchen etwas abhaben will, der nebst Kaffee für halbe Kompaniestärke auf dem Tisch steht. Das Herrchen ist der Mann an Maritas grüner Seite, Trainer Wolfgang Meier, dessen Name sie bald tragen wird.

Er hat einmal laut darüber nachgedacht, ob es nicht besser sei, wenn sie als „die Koch" und nicht als Meier ihre einmalige sportliche Karriere beenden würde. Das war zu einer Zeit, da sie sich mit dem Gedanken trug, Ende '85 („nach mehr als einem Jahrzehnt großer Anstrengung und dann möglichst ohne viel Aufhebens") Abschied zu nehmen. In diese kopfzerbrecherische Entscheidungsfindung hat sich Wolfgang Meier nur gelegentlich mal eingemischt und dann auch nur ganz sachte: „Du hast verdientermaßen das Recht, dir alles allein und gründlich zu überlegen. Zu welchem Schluß du auch kommst, ich akzeptiere das eine wie das andere."

Nun ist der Weltcup von Canberra dazwischengekommen und hat vieles im neuen Licht erscheinen lassen. Dort war Marita Kapitän des siegreichen DDR-Frauenteams. Sie selbst gewann dreimal und holte sich mit geradezu atemberaubender Zeit von ihrer Freundin und Konkurrentin Jarmila Kratochvilova den 400-m-Weltrekord zurück – „der sich nun wieder", wie die große alte Dame aus Golcův Jenikov hinterher sagte, „im Besitz der besten Läuferin befindet, die die Welt je gesehen hat". Was nun, bei soviel frischem Lorbeer?

Nach dem wohlverdienten Urlaub gab Marita am Kaffeetisch ihr Kurzkommunique darüber zur Veröffentlichung frei: „Ich bin ohne großes Kopfzerbrechen mit mir ins reine gekommen und von meinem Rücktritt zurückgetreten." Womit ihren zahllosen Anhängern, die sie schließlich schon viermal zur „DDR-Sportlerin des Jahres" gewählt haben, ein Stein vom Herzen gefallen ist. Einer von ihnen hat ihr geschrieben, ob es angesichts derartiger Erfolge nicht überhaupt widersinnig sei, sich zu fragen, ob man aufhört oder nicht.

„Irgendwann und auch an einer ganz bestimmten Stelle muß man einmal einen Schlußstrich ziehen", antwortete Marita. „Bei der Überle-

„Ich brauchte eine neue Idee“

gung, wie und zu welcher Zeit dies passieren soll, war für mich nie wichtig, daß einerseits der Tag kommt, da du beginnst, die Jahre zu zählen, andererseits sich im Grunde alle meine Träume erfüllt haben – bei Olympia, bei Welt- und Europameisterschaften, bei Welt- und Europacups, mit sechzehn Weltrekorden im Freien und zehn in der Halle. Gleichwohl hatte ich berechtigte Fragen an mich: Wo findest du neue Motivationen? Wo neue Ziele? Gibt's noch etwas, was übrigblieb? Brauchst du nicht gerade jetzt eine Idee? Kannst du den Sinn eines Weitermachens erfüllen, der nur darin liegen kann, nicht schlechter zu sein als bisher? Reicht es, wenn ich sage, ich werde bis zu den Europameisterschaften 1986 weitermachen, ohne Antwort darauf, was mit Marita Koch und Olympia '88 wird?“

Bei den Weltmeisterschaften vor zwei Jahren in Helsinki war Jarmila Kratochvilova als erste 400-m-Läuferin der Welt unter 48 Sekunden geblieben. „Ich habe ihr diesen Triumph von Herzen gegönnt“, sagt Marita, „mir aber von dieser Stunde an in den Kopf gesetzt, dies ebenfalls einmal zu schaffen. Meine Hoffnung, bei ‚Drushba '84' in Prag werde es soweit sein, erfüllte sich nicht, ich lief ‚nur‘ Jahresweltbestzeit von 48,16 s. In Canberra ist's nun passiert, mit 47,60 Sekunden und einem Stehvermögen, wie ich es vorher noch nie hatte. Schon nach 33,9 s war ich ausgangs der Zielkurve – und trotz dieser unheimlichen Zeit längst nicht am Ende meines Lateins. Eine Sternstunde, die ich nie vergesse…“

Nun ist sie auf die Idee gekommen, auf den 200 m könnte noch etwas zu machen sein. Dort hält sie mit 21,71 s den ältesten Weltrekord der Frauen-Leichtathletik. Voriges Jahr ist sie ihn in Potsdam ein zweites Mal gelaufen, und daß es keine 21,70 s waren, hatte ihr das Zielfoto erst später offeriert. „Ein paar Wochen danach schrieb mein Trainer in sein ernstzunehmendes Prognostikbuch für 1985 Zeiten hinter meinen Namen, die mir spanisch vorkamen: 47,65 s über 400 und 21,59 s über 200 m. Die eine habe ich geschafft, die andere scheiterte vermutlich an diesem komischen Sommer.“

Wenn es bei den Meisterschaften in Leipzig besseres Wetter gewesen wäre, hätten über 200 m 21,55 statt der 21,78 s herauskommen müssen, meint Wolfgang Meier. Und nach Maritas Sieg in Canberra war in den Zeitungen zu lesen, sie hätte ohne den starken Wind in der Kurve Weltrekord laufen können. Ein reizvolles Ziel also: den schon betagten 200-m-Weltrekord in einen jungen verwandeln! „Was demnach meinen Rücktritt als Marita Koch betrifft, wird Wolfgang mit der Heirat s o lange nun auch wieder nicht warten wollen…“

★

Auf der Heimfahrt nach Berlin ging uns im Kopf herum, was Marita Koch über Jarmila Kratochvilova gesagt hatte: „Wir verstehen uns gut und haben uns immer unheimlich anerkannt. Unsere auf Freundschaft beruhende Rivalität hat uns beide vorwärtsgebracht. In Canberra hat sie mir als erste zu meinem Weltrekord gratuliert und später, ohne mein Beisein, wunderschöne Sachen über mich gesagt. Der Verlust ihres einmal als phantastisch bezeichneten 47,99-s-Weltrekordes über 400 und die Niederlage über 800 m gegen die junge Christine Wachtel haben ihr sicherlich sehr wehgetan. Einige sahen, wie sie weinte. Daß sie trotz dieser Enttäuschung mir aus vollem Herzen gratulierte, hat mich gerührt.“

Am nächsten Tag telefonierten wir mit Prag. „Ach, die Marita“, sagte der Leichtathletik-Journalist und Kratochvilova-Vertraute Jan Popper. „Schön, daß sie weitermacht. Sie war und ist ein Vorbild, das weiß ich von Jarmila ebenso wie von Tatjana Kocembova, deren Motivationen von keiner anderen so geprägt worden sind wie von Marita. Soeben las ich zum letzten Mal das Manuskript der Kratochvilova-Biographie. Dort wird schwarz auf weiß und in …zigtausendfacher Auflage stehen: ‚Marita Koch hat mir den Weg zu einer Zeit unter 48 Sekunden gezeigt. Ohne ihre Pioniertat würden wir anderen mit weit kleineren Zielen leben und vorliebnehmen müssen. Sie ist die Beste, die wir haben, wie keine andere verdient sie einen Weltrekord wie den von Canberra…‘“

Wenn dieses Buch erscheint, wird wahrscheinlich auch Jarmila noch laufen. Sie hat sich entschieden, während der Hallensaison im Winter einen neuen Anfang zu machen. Geht alles gut, wird sie auch im nächsten Sommer wieder zu sehen sein. Doch nur über 800 m, wo sie den Weltrekord hält. Also kann sie nicht mehr auf Marita treffen, der zwei Runden „viel zu lang“ sind. „Macht nichts“, sagt Jan Popper. „Hauptsache, die beiden bleiben. Es war ja schon fast soweit…“

In ihrem gemütlichen Heim hat Marita Koch auch auf die Frage geantwortet, ob es unter ihren sechzehn Weltrekorden einen gebe, den sie besonders in Ehren halte. „Eigentlich nicht, doch wenn ich mich entscheiden müßte, würde ich den ersten nehmen – die 22,06 s über 200 m im Mai 1978 in Erfurt. Es ist ein unbeschreibliches und dauerhaft nachwirkendes Gefühl, zum ersten Mal im Leben Weltrekordle-

Marita (Bilder unten und rechts): „Zum Fotografieren hättet ihr kommen müssen, als wir vorm Haus den Zaun und die Toreinfahrt gesetzt haben. Ich mit der Schubkarre voll Mörtel und Steine, Wolfgang als Maurer. Wir machen vieles allein und haben dabei einen Riesenspaß…“

Wohin Marita kommt und wo sie läuft, ihre Popularität wird immer größer. Zu Hause kann sie sich vor Autogrammwünschen kaum retten: „Ich lasse niemanden sitzen, doch braucht's ein bißchen Zeit.“ Wenn schon populär, sagt sie, „dann möchte auch gelten, wie ich mit Siegen und Rekorden zu leben verstehe. Mich freut am meisten, wenn jemand sagt, die Koch sei immer die Koch geblieben…“

Maritas 16 Weltrekorde...

200 m		
22,06	Erfurt	28. 5. 78
22,02	Leipzig	3. 6. 79
21,71 (aW)	Karl-Marx-Stadt	10. 6. 79
21,71 (aW)	Potsdam	21. 7. 84
400 m		
49,19	Leipzig	2. 7.78
49,03	Potsdam	19. 8.78
48,94 (EM)	Prag	31. 8.78
48,89	Potsdam	29. 7.79
48,60 (EC)	Turin	4. 8.79
48,16 (EM)	Athen	8. 9.82
47,60 (WC/aW)	Canberra	6.10.85
× 100 m		
42,09	Karl-Marx-Stadt	10. 6. 79
Koch, Schneider, Auerswald, Göhr)		
41,53	Berlin	31. 7. 83
Gladisch, Koch, Auerswald, Göhr)		
× 200 m		
1:28,15 (aW)	Jena	8. 8. 80
Göhr, Müller, Wöckel, Koch)		
× 400 m		
3:19,04 (EM)	Athen	11. 9. 82
Siemon, Busch, Rübsam, Koch)		
3:15,92 (aW)	Erfurt	3. 6. 84
G. Walther, Busch, Rübsam, Koch)		

EM = Europameisterschaft, EC = Europacup, WC = Weltcup, aW: akt. Weltrekord)

. und die in der Halle

m		
6,11 (aW)	Grenoble	2. 2. 80
m		
7,10 (e)	Senftenberg	14. 2. 81
7,08	Senftenberg	29. 1. 83
7,04 (aW)	Senftenberg	16. 2. 85
0 Yards		
9,33	Senftenberg	18. 2. 79
9,25 (aW)	Senftenberg	17. 2. 85
0 m		
8,15 (aW)	Berlin	12. 1. 80
0 m		
8,64 (e)	Budapest	26. 2. 83
8,39 (EM/aW)	Budapest	5. 3. 83
0 m		
8,14 (EM)	San Sebastian	13. 3. 77

= Weltrekord eingestellt, EM = Europameisterschaft, aW = akt. Weltrekord)

litliste ihrer Erfolge

lympiasiegerin. Dreimal Welt- und viermal uropameisterin. Zweimal Hallen-Europameierin. Junioren-Europameisterin. Sechsmal elt- und neunmal Europacupsiegerin. Mit 82 unkten (inklusive Männer) erfolgreichster eilnehmer an den bisher vier Weltcups (vor arlies Göhr/62). Viermal „DDR-Sportlerin es Jahres", mehrfache „Welt-Leichtathletin es Jahres" und Gewinnerin der „Goldenen oikes". 1985 in der ISK-Weltumfrage (neben ergej Bubka bei den Männern) zum dritten al auch „Weltsportlerin des Jahres". Nur aavo Nurmi (Finnland), Emil Zatopek (ČSSR) nd Ronald Clarke (Australien) hatten auf den ittel- und (meistens) Langstrecken (Meternd Meilendistanzen sowie über eine und wei Stunden, auch – wie Nurmi – in der Staffel und im Hindernislauf) mehr Weltrekorde s sie!

rin geworden zu sein. Natürlich haben auch meine anderen Weltrekorde etwas Unvergeßliches, Kribbliges an sich. Als ich über 200 und 400 m erstmals die Schnellste der Welt wurde, hatte ich die Berühmtheit Irena Szewinska entthront, später eine so große Läuferin wie Jarmila. Ich lief die 200 m als erste unter 22, die 400 m als erste unter 49 Sekunden. Dann die beiden 4 × 400-m-Staffeln von Athen und Erfurt, und das jedesmal mit einem Quartett, das zusammenhielt wie Pech und Schwefel. Oder die Sprintstaffel, an die sich für immer die Erinnerung knüpft, daß ich neben Marlies Göhr und Evelyn Ashford auch zu den besten 100-m-Läuferinnen der Welt gehörte. In einer Staffel zu laufen, ist übrigens etwas sehr Schönes. Dort kannst du zeigen, wer du bist..."

Von Szewinska war also die Rede. Als wir auch mit ihr telefonierten, ging sie davon aus, daß Marita mit dem 47,60-s-Weltrekord von Canberra ihr Schlußwort gesprochen hätte, und sagte: „So etwas wie sie gibt es nicht alle Tage, auch nicht alle Jahre. Sie wird uns fehlen, denn was sie sportlich zustandebrachte, war von Mal zu Mal ein neues Ereignis, nie eine Gewöhnung. Sie hat in ihrer Karriere scheinbar Unmögliches möglich gemacht. Und ich freue mich, daß ich sie kennenlernte, als ich selbst noch lief. Sie war auch ein prima Kerl..." Als wir Irena Szewinska eröffneten, Marita werde weitermachen, frohlockte sie: „Um so besser, also ist für uns alle das ‚Erlebnis Koch' noch nicht zu Ende..."

★

Als wolle Marita einmal wegrücken von all den Siegen und Rekorden, dem vielen Gold und den statistischen Zahlen, sagte sie am Kaffeetisch mehr zu sich selbst: „Im Stadion von Canberra muß es mir jemand an der Nasenspitze angesehen haben, als er meinte: ‚Daß du, ausgerechnet du, Angst hast, verstehe ich überhaupt nicht!' Darauf kann ich nur antworten: Angst ist das nicht, vielleicht eine Art Erwartungsangst. Ich bin mir nie sicher, was mit dem Respekt zusammenhängt, den ich vor a l l e n meinen Konkurrentinnen empfinde. Ohne Selbstbewußtsein und Vertrauen in dein Können kannst du nicht siegen. Aber zwischen selbstbewußt und abgebrüht besteht ein himmelweiter Unterschied – und abgebrüht war ich noch nie..."

Kein Wunder eigentlich, wenn eine Schweizer Zeitung nach dem 47,60-s-Weltrekord aus dem Interviewraum von Canberra schrieb: „Marita Koch setzte ihr verlegenes Lächeln auf, das sie so sympathisch macht, und wurde ein bißchen rot..." Ihr Rotwerden (es gibt Freunde, die sagen „Leuchtköpfchen" zu ihr) hat sie einmal in einem Tagebuch beschrieben. Die Medizinstudentin Koch hatte Prüfung in Politischer Ökonomie. „Natürlich habe ich Lampenfieber", schrieb sie über den 19. November 1982. „Als ich aufgerufen werde, mich mit dem gesellschaftlichen Eigentum an Produktionsmitteln befasse und mit der dagegensprechenden bürgerlichen Ideologie auseinandersetze, unterbricht mich die Vorsitzende der Prüfungskommission und fordert mich auf, doch bitte etwas selbstbewußter und lauter zu sprechen. Jetzt ist alles aus, schießt es mir durch den Kopf. Mit verlegener Miene fahre ich fort und reiße mich zusammen. Als alles zu Ende ist, teilt mir die Prüfungskommission mit, sie sei mit meinen Ausführungen zufrieden. Ich bekomme eine Zwei, einen roten Kopf und verlasse den Tatort, als sei ich soeben Weltrekord gelaufen..."

Hans Richard Vollbrecht

400-m-Weltrekord! Zum ersten Mal unter 49 s! Dafür Irena Szewinskas Gratulation – von einer der größten Sprinterinnen aller Zeiten an ihre Nachfolgerin.

Fotos: Klaus Oberst (6), Wolfgang Behrendt (2)

Im nächsten Heft:

Spuren der Kindheit

Der Schriftsteller John Erpenbeck, geboren 1942 in Ufa, geht 43 Jahre später in der Hauptstadt Baschkiriens Wege, die seine Eltern Hedda Zinner und Fritz Erpenbeck damals gegangen sind.

Foto: D. Steinberg

Ein Tusch mit Profil?

Der war zu hören, als Fürstenwalder Reifenwerker ins Horn stießen und die Trompete schmetterten. Es gibt allerlei Anlaß für ein hausgemachtes Ständchen.

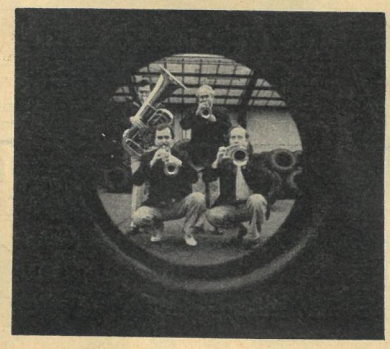


Foto: D. Christel

Aus dem Ehetagebuch der Clara Schumann...

... und den Notizbüchern ihres Mannes erfahren wir Einzelheiten über die Konzerttournee des Künstlerehepaares nach Rußland.

Auf schnellen Schienen

Von wegen „schwaches Geschlecht": Nicht die Männer, sondern die „Meisjes" haben den Eisschnellauf erfunden.

Spuk in Böhmen

Eine gespenstische Reisereportage von Neprakta, Prags berühmtem Zeichner, und FREIE WELT.

Hier Kaiser Karl IV. mit zwei seiner Untertanen auf der Prager Burg.

Zeichnung: Neprakta

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Vom schlauen Fuchs

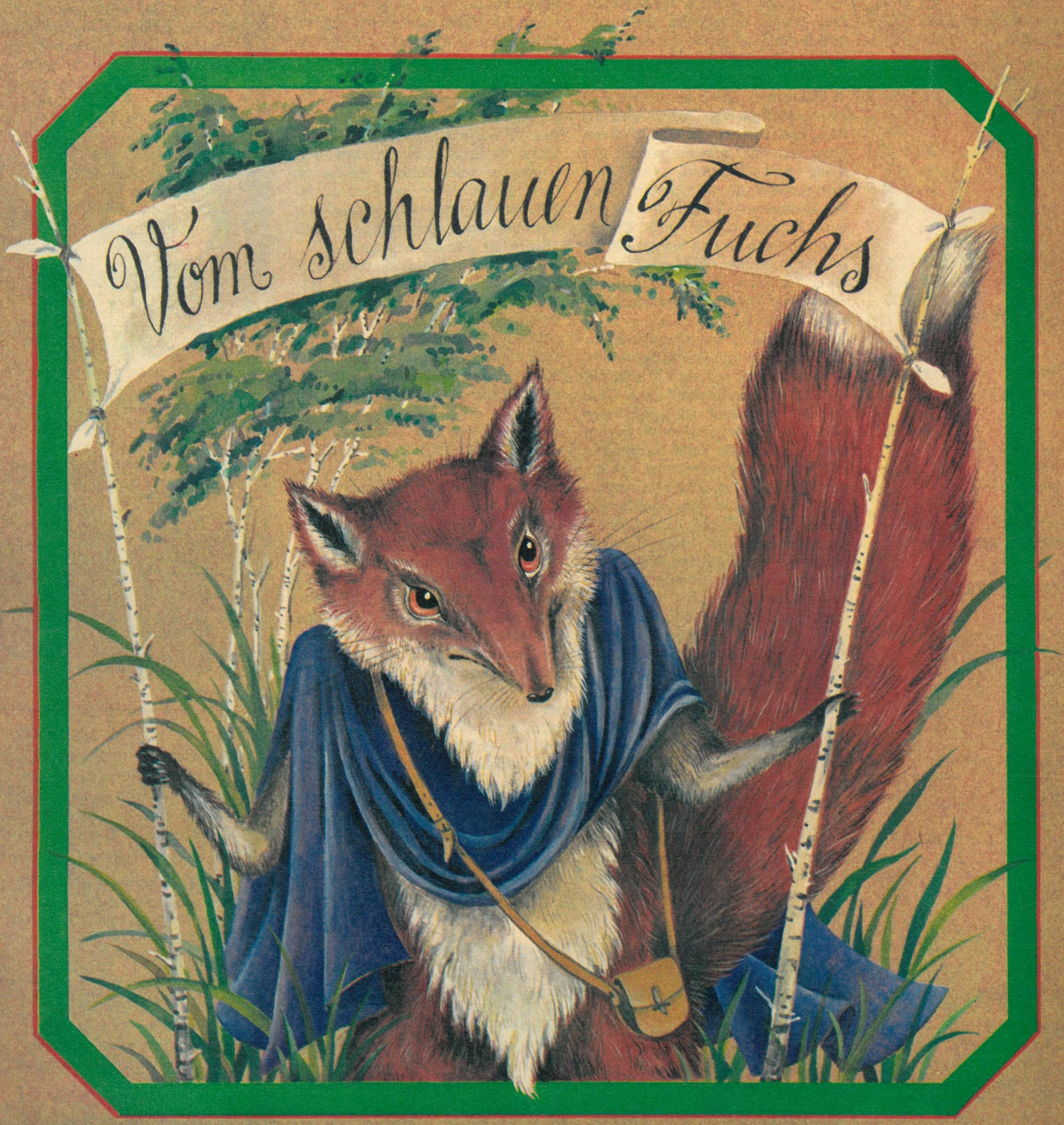
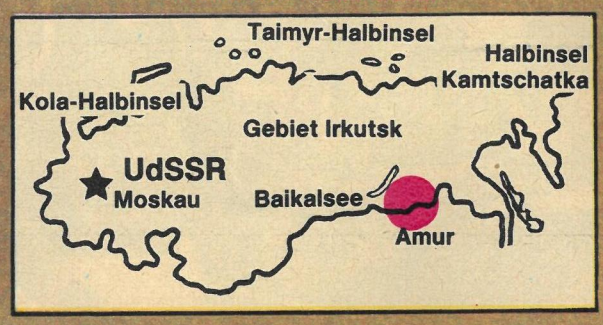


Illustration: Klaus Müller

Juli 1986

M	D	M	D	F	S	So
	1	2	3	4	5	6
7	8	9	10	11	12	13
14	15	16	17	18	19	20
21	22	23	24	25	26	27
28	29	30	31			



August 1986

M	D	M	D	F	S	So
				1	2	3
4	5	6	7	8	9	10
11	12	13	14	15	16	17
18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	31

Liebe Mädchen und Jungen! Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 42 – will Euch mit den kleinen sowjetischen Völkerschaften bekannt machen. Wenn Ihr die sechs Teile sammelt, könnt Ihr Euch am Jahresende einen Kalender basteln; die Schnur zieht Ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn Ihr jedes Mal mitmacht, habt Ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird. In diesem Jahr stellen wir Euch Völker vor, die im hohen Norden, in Zentralasien und im Fernen Osten wohnen. Es sind: die Itelmenen, Tofalaren, Saamen, Orotschen, Nganassanen und Nanaier.